

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|---|-------|
| Siebenstücker | 409 |
| Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften. Von Karl Lamprecht . . . | 421 |
| Briefe (Baukunst, jüdische Offiziere, Referendare, Wehrbeitrag der Beamten) | 429 |
| Rentenkapital. Von Labou | 437 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5^l Optima 10^l

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Sekt Graeger Gold

MURATTI

Cigarettes

Manchester

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.



Sinalco

Alkoholfrei



Berlin, den 28. Juni 1913.

Siebenschläfer.

Inhalt vernichtet.

Ein berliner Professor hat, auf der Katheder, neulich eine seltsame Geschichte erzählt. Wilhelm dem Zweiten sei, als er König und Kaiser geworden war, ein „Politisches Testament“ seines Großohms vorgelegt worden, das die Nachfolger Friedrich Wilhelms des Vierten mahnte, Preußen von dem Zwang der Verfassung zu befreien. Wilhelm habe selbst zwar nicht eine Minute lang die Möglichkeit, dieser Mahnung zu gehorchen, bedacht, doch ihre verleitliche Einwirkung auf einen nach ihm ins Regentenamt Erhöhten gefürchtet: und deshalb das Testament verbrannt und den leeren Umschlag, mit der Aufschrift „Inhalt vernichtet, Wilhelm R.“, ins Hausarchiv zurückgeschickt. So „unheimlich“ sei ihm der Rath des Großohms gewesen; so treu er am ersten Königstag schon dem Bekenntniß zur Verfassung. Eine seltsame Geschichte. Friedrich Wilhelm der Vierte, dem in der potsdamer Friedenskirche die Grustplatte eine „glorreiche Regierung“ bescheinigt, hat in der Verfassung nie Anderes sehen gelernt als eine von den Höllenkräften der Revolution ihm ausgezwungene Last, die den Träger der Krone an freier Bewegung hindert und ihn nöthigt, auf den Willen einer zuchtlosen Menge zu lauschen. Schon des Kronprinzen Wunsch war, den berner Professor Karl Ludwig von Haller nach Berlin zu rufen, den von Metternich begünstigten Restau-

rator der Staatswissenschaft, der die Könige Europas gemahnt hatte: „Fliehet das Wort Konstitution; es ist Gift in Monarchien, weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den inneren Krieg organisiert und zwei auf Leben und Tod gegen einander kämpfende Elemente schafft. Krieg, heiligen Krieg gegen die Sophisten, die sich durch ihre Grundsätze und ihre Verbindung selbst von Eurem Volk gesondert haben!“ Dennoch durfte Treitschke sagen, Friedrich Wilhelm habe „den gestrengen alten Absolutismus immer nur als einen Nothbehelf betrachtet und die Zusage der landständischen Verfassung mit froher Hoffnung begrüßt.“ Der König, der stets auf der Suche nach „Erinnerungstagen“ war, ließ den Vereinigten Landtag für den elften April, den Tag des „Aufrufes an mein Volk“, nach Berlin laden und dem Erlaß die Sätze folgen: „Wie damals die vereinigte Kraft des mit seinem König innigst verbündeten Volkes den gemeinsamen Feind besiegte, so möge durch die ständischen Gesetze der Anfangspunkt einer neuen glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwischen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, welche sich zwischen den König und sein Volk einzudrängen suchen, um aus der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten.“ Der Landtag war ihm die „zweckgemäß eingerichtete Repräsentation für das Ganze“, die sein Vater in dem Edikt vom siebenundzwanzigsten Oktober 1810 verheißen hatte. Durch die Einlösung des Versprechens war jedem Bedürfnis auf absehbare Frist nun genügt. Verfassungsparagraphen brächten das Gift aus dem Westen ins Alderland. „Nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleich a n als eine zweite Vorsehung, eindrange, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen. Zwischen uns sei Wahrheit! Von einer Schwäche weiß ich mich gänzlich frei: ich strebe nicht nach eitler Volksgunst. Ich strebe allein danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden.“ Diese Sätze empfingen den Vereinigten Landtag. Nach Tschschs Attentat hatte der König gesagt: „Nichts kann mein Vertrauen zu meinem Volk erschüttern. Ich lege ruhig

mein Haupt in den Schoß jedes Einzelnen. Ich will mich der Gnade Gottes dadurch würdig zeigen, daß ich, wie und wo es nur immer angeht, nach allen meinen Kräften gnädig gegen meine Unterthanen verfare.“ Und Bunsen hatte aus seinem Munde das Wort gehört: „Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst, als König, erfahren habe.“ (Noch 1850 schrieb der Generaladjutant Leopold von Gerlach: „Der König hält seine Minister und auch mich für Rindvieh.“) Das beschriebene Blatt wurde dann doch nöthig; die zweite Vorlesung zwang sich dem König auf. Am sechsten Februar 1850 sprach er: Nicht, weil also mein Wohlgefallen ist, regire ich (Gott weiß es!), sondern, weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will ich auch regiren! Ein freies Volk unter einem freien König: Das war meine Losung seit zehn Jahren. Das ist sie heute und soll es bleiben, so lange ich athme. Jetzt aber, indem ich die Verfassungsurkunde, kraft königlicher Machtvollkommenheit, hiermit bestätige, gelobe ich feierlich, wahrhaftig und ausdrücklich vor Gott und Menschen, die Verfassung meines Landes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regiren. Ja! Ja! Das will ich! So Gott mir helfe!“ Feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen. Zwei Jahre danach schrieb er aus Charlottenburg an den Abgeordneten für Zauch-Belzig-Westhavelland: „Ich erinnere Sie daran, theuerster Bismarck, daß ich auf Sie und Ihre Hilfe zähle bey der nahen Verhandlung in Ihrer Kammer über die Gestaltung der Ersten. Ich thue Dies um so mehr, als ich leider aus allersterster Quelle Kenntniß von den schmutzigen Intriguen habe, die in bewußtem (?) oder unbewußtem (?) Verein räudiger Schafe aus der Rechten und stänkiger Böcke aus der Linken angestellt werden, um meine Absichten zu zerstören. Es ist Dies ein trauriger Anblick unter allen Verhältnissen, einer ‚zum Haarausraufen‘ aber auf dem Felde der theuer angeschafften Lügenmaschine des französischen Constitutionalismus. Gott bess'r es! Amen. Friedrich Wilhelm.“ Mit dieser Lügenmaschine zu arbeiten, die Verfassung unverbrüchlich zu halten, hatte er geschworen; und als Eidezeugen Gott angerufen, dem er sich näher wählte als den Troß Sterblicher. Wollte er den Eid brechen?

Der war ihm nicht leicht geworden. Ungefähr dachte er wie seine Elise, die seufzte: „Wenn er den Eid leistet, hört er auf, König zu sein, und ist nur noch ein Präsident.“ Graf Brandenburg, der sich der „Treue eines fortgestoßenen Hundes“ rühmte, hatte, im Namen des Staatsministeriums, den Herrn, „fußfällig angefleht“, nur die Thronrede abzulesen oder mindestens den Ministern genau zu sagen, welche Worte er sprechen wolle. „Nein! Nein! Nein! Dreierlei will ich beschwören: das bei der Huldigung Versprochene; ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen; die Verfassung. Aber Schriftliches gebe ich nicht von mir. Hersagen will ichs meinetwegen; Brandenburg und Manteuffel mögen nachschreiben.“ General Joseph Maria von Radowiz, den Friedrich Wilhelm einmal zwar einen Kettenhund schalt, doch allen anderen Rathgebern, immer wieder, vorzog, hatte gesagt: „Es giebt Zeiten, in denen die Staatsverfassung eines Volkes weder bestehen kann, wie sie ist, noch auch so umgestaltet werden könnte, daß sie zu bestehen vermag. Weh dem Fürsten, dem Staatsmann, dessen Leben in solche Zeiten fällt! Was er auch thue, er thut es entweder zu spät oder zu früh; er sieht vielleicht das Ziel, aber er kann es nicht erreichen. Wer ist reaktionär? Doch wohl nur Einer, der einen untergegangenen Zustand wieder hervorrufen will. Gäbe es eine solche Partei in Deutschland: in unserer Nationalversammlung ist Niemand reaktionär. Auch die Personen, die der alten Monarchie treu und aufrichtig gebient haben, sind gegen deren Mängel nicht blind gewesen. Auch sie haben sehr gut gewußt, daß nur der Rechtsstaat der wahren politischen Ordnung entspricht. Sie wünschten, daß der Uebergang auf gesetzlichem Wege geschehe; sie wünschten Evolution, nicht Revolution. Leider ist dieser Weg nicht zu rechter Zeit betreten worden; daher ist die Revolution erfolgt. Aber Niemand hier im Saal (der frankfurter Paulskirche) wünscht, die gefallen Zustände wieder hervorzurufen; erstens, weil sie faktisch untergegangen sind, zweitens, weil sie wirklich mangelhaft waren. Nicht nur das Gesetz der Nothwendigkeit, sondern eine höhere sittliche Verpflichtung hütet uns vor reaktionären Gelüsten.“ Und Bismarck, der diesen General den „geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs“ nannte, hatte früh erkannt, daß Preußens Ansehen in Deutschland und Gewicht gegen Oesterreich nur durch den Konstitutionalismus verbürgt wurde. Friedrich Wilhelm hat den

Getreuen oft erzählt, er habe den Ministern, die ihm Verfassung und Eidespflicht aufdrängten, zugerufen, „dieser Wisch werde Preußens Unglück sein und, so lange er gelte, alles Gute hindern.“ Den Gedanken an Eidbruch aber wies er schroff ab. „Ich werde meinen Eid halten und nichts thun, um den Wisch zu verbessern. Wenn man mich darum bittet, werde ich Verbesserungen genehmigen und, wenn die Kammern es beantragen, die ganze Verfassung beseitigen. Dann werde ich meinem Volk einen Freibrief geben, einen Ausfluß der königlichen Macht, der mehr Freiheiten enthalten wird als diese Verfassung, und so Das, was ich immer gewollt habe, „freie Fürsten und freie Völker“, in Wahrheit realisiren.“ Im Winter 1852 notirt Gerlach, wohl nicht nur als seine Meinung: „Wir stehen jetzt einer beschworenen Konstitution gegenüber. Sie ist offenbar ein Uebel; aber wir haben genug gelernt, um sie nicht mehr als ein unvermeidliches anzuerkennen: denn sie hat im Land alle Sympathien verloren und ist erstens schwach, so daß die Regierung mit ihr kann, wo sie will, zweitens so dürr und trocken, daß Jeder sieht, mit ihr sei nichts zu machen. Wenn man die revolutionären Gesetze beseitigt, kann auch die Konstitution, so weit sie revolutionär ist, beseitigt werden.“ Fünf Jahre danach hatte der König den letzten Rückfall in sein „antikonstitutionelles Fieber“. Die Minister sollten Preußen von der Schande befreien, unter der es schmachte, seit die Gesetzgebung nicht mehr dem König allein vorbehalten, sondern unter die „drei Faktoren“ vertheilt sei. Eine Kabinettsordre forderte den Entwurf einer neuen Verfassungsurkunde, die alle ständische Freiheit wahre, den Staat aber von „Lüge und falschem Konstitutionalismus“ säubere. Im Juni 1857. Im Oktober ist die Krankheit des Königs nicht länger zu verheimlichen. Prinz Wilhelm von Preußen muß sich zur Uebernahme der Regenschaft bereit halten. In den Konferenzen (schreibt Gerlach) hatte der Flügeladjutant Edwin Manteuffel „stets die arrièrepensée, dem Prinzen über den Verfassungseid hinwegzuhelfen und so mit der unpreußischen und verderblichen Konstitution abzufahren. Ich halte aber den Prinzen nicht für geneigt, einen solchen Staatsstreich durchzuführen und sich damit in Gegensatz zu dem Zeitgeist zu setzen. Auch kann der Konstitutionalismus uns noch gute Dienste leisten. Die Spitze ist ihm abgebrochen nach verworfenem Verantwortlichkeitsgesetz und nach Manteuffels löblicher Er-

klärung, daß die Minister nicht daran dächten, sich vor einer Kammermehrheit zurückzuziehen; was sie auch praktisch bewiesen haben.“ Die Nebel des Zweifels sinken. Der König wollte den Eid nicht brechen, dem feierlich, wahrhaftig, ausdrücklich vor Gott und Menschen Gelobten nicht entbunden sein, Preußen aber, daß er auf seine besondere Weise innig liebte, von „dem Unglück, der Schmach des Konstitutionalismus“, ohne Eidbruch, ohne Kammerlärm, erlösen. Leise seufzten die Treusten: „Unklare Ideen!“

Eines längst Kranken. Hat die Psychose ihn früh oder spät umnachtet? Treitschke hält für „unzweifelhaft erwiesen, daß spätestens seit dem Jahr 1848 im Leben Friedrich Wilhelms Wendungen eintraten, welche sich kaum anders als aus augenblicklicher Geistesabwesenheit erklären lassen; die ersten Spuren dieser schrecklichen Heimsuchung werden wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben.“ Vielleicht; wenn wichtige Dokumente vernichtet, wesentliche Symptome dem Blick entrückt werden. Doch höret den Kronprinzen den greisen Hardenberg, den er im Herzensgrund widrig fand, anhimmeln. Leset des Königs ersten Brief an Metternich: „Ach, wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist das gewisse Mittel, immer Recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht; denn ich vermag mich nicht von dem Schlag zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche.“ Ein König, dem der siebenzigjährige Vater gestorben ist. Leset, was er vier Jahre später, nach Tschek's Attentat und Verurtheilung zum Tod, an den langen Kleist, den Kammergerichtspräsidenten, schrieb: „Theuerster Kleist! Mir ist unendlich darum zu thun, daß der Unglückliche wisse, daß ich als Mensch und als Christ ihm von ganzem Herzen verzeihe und aus der Tiefe der Seele Gott um sein Heil ansehe. Er muß wissen, daß ich, wie es einem christlichen Bruder gegen den anderen ziemt, für ihn, für sein Heil, bete; und die Königin wie ich. Verbrennen Sie dann dieses Blatt, damit der Zeitgeist es nie mißdeute.“ Denket der Häufung von Interjektionen und Ausrufszeichen; der immer wiederkehrenden Klage: „Niemand versteht mich! Niemand begreift mich!“ (Neben die selbst der ergebene Bunsen aus rathloser Verzweiflung einmal schrieb: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen!“) Der Gedankenflucht und Aphasie, die

sich früh einstellen und mit Zeiten unwiderstehlichen Rededranges abwechselten. „Die Umkehrung von Wortvorstellungen in Sprachbewegungen ist krankhaft erleichtert. In den höheren Graden der Ideenflucht treten, ganz wie unter dem Einfluß des Alkohols, an die Stelle des sachlichen Bandes der Vorstellungen mehr und mehr sprachlich eingelernte Redensarten. Jede auftauchende Vorstellung setzt sich sofort in Worte um; der Kranke sagt Alles, was er denkt. Da aber beim ziellosen Denken die Vorstellungen stets rascher aufeinanderfolgen, als man sie in Worte kleiden und aussprechen kann, überhastet sich das Reden des Kranken, obgleich sein Denken eher verlangsamt als beschleunigt ist. Auch in den Schriftstücken zeigt sich die Neigung, Fremdwörter zu gebrauchen, verschiedene Sprachen durcheinanderzuwerfen; die Unterstreichungen, Ausrufszeichen, kühnen Schnörkeleien nehmen zu.“ Diese (von Kraepelin im Lehrbuch der Psychiatrie genannten) Zeichen des manisch-depressiven Irreseins sind schon an dem vierzigjährigen Friedrich Wilhelm sichtbar. Ueber die Anfälle des Sechzigers berichtet Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der 1856 sein Flügeladjutant wurde. Eines Abends erwähnt die Königin die Insel Bornholm. Den Namen, sagt Friedrich Wilhelm, habe er nie gehört. „Wo liegt diese Insel?“ Dann: „Mein Kopf!“ Der nachts aus Bett gerufene Kammerdiener muß errathen, was des Königs schwere Zunge stammeln möchte. Nach dem Schlaganfall (in Pillnitz) erkennt er die zur Meldung befohlenen Offiziere nicht mehr; schreit, nach jedem Namen: „Wie heißt er? Wo hat er gestanden? Was ist er geworden? Ich kenne den Menschen ja gar nicht!“ Nimmt die Meldungen, die er selbst befohlen hat, stumm entgegen; und stöhnt danach: „So geht's mir! Ich werde von einer Menge Menschen belagert, von denen ich gar nicht ahne, wer sie sind.“ Als der Kaiser von Rußland aus Sanssouci abgereist ist, bricht Friedrich Wilhelm, der ihn bis nach Sommerfeld begleiten wollte, in Berlin völlig zusammen; er wird in Frikens Schloßchen zurückgebracht und Schönlein, der Leibarzt, sagt, daß Hilfe nicht mehr möglich sei. Der Körper erholt sich; doch der Geist bleibt wirr. Der König, schreibt Gerlach, „spricht eine selbst gemachte Sprache und oft ganz widersinnige Dinge. Die Königin hat zu mir gesagt, sie könne den König in dem Zustand, in dem er ist, keinem Menschen zeigen.“ Die Stimmung schwankt; die Sprachstörung schwindet nie wieder.

Aus dieser Zeit erwiesener Geisteskrankheit stammt das „Politische Testament“, das der Großneffe vernichtet hat. Weil er meinte, nur in seinem Hause sei es bekannt? Dann hätte er geirrt. Wer's nicht schon früher wußte, hat vor einundzwanzig Jahren aus Gerlach's „Denkwürdigkeiten“ alles zum Verständniß Nothwendige erfahren. „Fünftehnter Oktober 1857. Der gestrige Tag verlief bei S. M. still, aber, wie unbefangene Zeugen sagen, in fortwährendem Dusel. Also wieder keine Besserung. Heute früh Manteuffel bei mir wegen des Verfassungeid's. Der König hat zwei versiegelte scripta auf seinem Tisch: das eine über seine Beerdigung, das andere an seine Brüder, worin er ihnen die Aenderung der Verfassung empfiehlt und von dem Verfassungeid abräth. Das zweite haben der lange Kleist und Groeben gesehen; ich nicht, weil S. M. wußten, daß ich darüber anderer Meinung war. Kleist hält es, mit Eberhard Stolberg und Edwin Manteuffel, für ein großes Glück, den Verfassungeid loszuwerden. Ein schlechtes Gesez zu beschwören, sagt Kleist, ist gegen Gottes Gebot. Wigleben: Patriot sei nur, wer dem König rieth, mit der Verfassung zu enden. Mir wird immer klarer, daß die radikale Partei, wenn sie ihr Handwerk versteht, dem Prinzen zum Umsturz der Verfassung rathen muß. Sie wird, mit Recht, sagen: Was kann uns diese durchlöchernte Verfassung mit dem feudalen Herrenhaus helfen? Die Erfahrung hat gezeigt, wie sie unseren Feinden zur Macht hilft. Fort damit! Der Prinz soll uns eine ganz andere Konzessionen müssen, die wir, wie Napoleon, durch sieben Millionen Urwähler sanktioniren lassen und bei der gleichgiltig ist, ob er sie beschwört oder nicht. Der König soll heute vernehmlicher sein; zum ersten Mal hat er ordentlich die Zunge herausgestreckt.“ „Neuntehnter Oktober. Der Prinz wird sich, wie ich immer glaubte, zu dem Eid herbeilassen. Er hat auch vor Bismarck anerkannt, daß die Verfassung aus sich selbst gebessert und nicht wieder Alles in Frage gestellt werden könne. Diese Verbesserungabsicht will der Prinz auch bei dem Eid erwähnen. Bismarck war daher ganz mit ihm einig. Die quasi testamentarische Abmahnung des Königs vor dem Verfassungeid kommt in Betracht. Ließe der Prinz sich gegen den Eid einnehmen, so hätte die radikale Partei in seiner Umgebung eine treffliche Handhabe.“ Der franke König (der sich selbst immer „dämelig“ hieß) hatte den Folgern empfohlen: Schwöret

nicht; dann könnt Ihr Euer Land von der Tyrannei des Papierwischen befreien. Sein Bruder Wilhelm und sein Neffe Friedrich Wilhelm haben die Mahnung gelesen und sie anderen betrübten Zeichen der Hirnkrankheit zugezählt. Die Versuchung, diesen letzten Willen des Paranoikers auszuführen, ist beiden Königen niemals genah. Bismarck hat weder in Gesprächen noch in seinem Buch das Testament erwähnt. Das war verschollen, vergessen. Warum wurde es jetzt ans Licht gezerrt? Wem zu Nutzen?

Wilhelm der Zweite, Kaiser und König, hat die Veröffentlichung gewünscht; hat sie dem Professor Hinke aufgetragen. Dem selben Historiker, der neulich den Satz Seeleys wiederholte, „daß in den Staaten das Maß von Freiheit normaler Weise umgekehrt proportional dem militärisch-politischen Druck sein muß, der auf ihren Grenzen lastet“; und den Parlamentarische Regierung im Deutschen Reich und in Preußen unmöglich dünkt, weil „einenormer militärisch-politischer Druck von außen auf unseren langen, von Natur ungeschützten Grenzen lastet und diesem Druck kein allzu hohes Maß von politischer Freiheit entsprechen darf.“ Der Professor hat geglaubt, mit der Erzählung seinem König zu nützen. Sah er wirklich ein Verdienst darin, daß Wilhelm dem seit dreißig Jahren im Archiv gilbenden, von Großvater und Vater, von dem Ketter Zollerns, dem Schöpfer des Reiches unbeachteten Rath eines siechen Hirnes nicht blind folgte? Nicht, in gewandelter Zeit, ohne den winzigsten zwingenden Anlaß, auszuführen versuchte, was schon 1857 jedem gesunden Kopf Unverstand schien? Auch ein König, der, vielleicht in stolzer Kastnostimmung, mit dem Gedanken an neue Mehrung der Kronmacht tändelte und, etwa in einem Trinkspruch auf den selbstherrlichen Regimentschef, an die Möglichkeit erinnerte, die Schranken der Königsgewalt wieder wegzuräumen, könnte nicht im Ernst die Hoffnung hegen, er werde, er allein im Erdwesten, in den Zustand des offenbaren Absolutismus zurückfinden. (Höchstens in den „durch gefügige Parlamente unterstützten Kryptoabsolutismus, der keiner anderen Rechtfertigung als der Verweisung auf die Zustimmung der Majorität bedarf“, wie Bismarck murrte.) Nur ein von Eitelkeit Toller konnte 1888, nach Düppel, Königgrätz, Sedan, dem deutschen Volk das Mitbestimmungsrecht zu nehmen trachten; die Ruhe Preußens und den Bestand des Reiches auf ein Spiel zu setzen, in dem

nichts Unentbehrliches zu gewinnen, doch, an Frankreich, Habsburg, Welf, Unwiederbringliches zu verlieren war. Ein Verdienst? Studenten sind nicht so kindisch, da einß zu sehen, wo Pflicht sich in den Vortheil verknotet hat. Dem regirenden König hat die Rednererei nicht genügt; Vergeßlichen aber den Großohm, als einen Unredlichen oder Irren, wieder ins Gedächtniß gerückt. Cui bono? Ein Politiker hätte vor solchem Fehler gewarnt; ein der Verantwortlichkeit bewußter Minister die Warnung im Nothfall auf das Angebot seines Rücktrittes gestützt. Dem Volk zu künden, daß aus den Archiven Schriftstücke, die Menschen und Dinge des Staates richtig wägen lehren könnten, insgeheim beseitigt werden, ist schädlich (und die Bewahrung des leeren Umschlages mit der Aufschrift „Inhalt vernichtet“ mahnt unfreundlich an alte Bretterhistorien und Intriguenstücke). Schädlicher, durch solche Kunde den Blick der in unumschränkte Demokratie langenden Masse auf die Thatsache hinzulenken, daß die Willkür eines Einzelnen die Verfassung gefährden, den Staat in Wirrniß reißen kann. Muß im Sinn dieser Masse nicht der Wunsch kelmen, die mühsam erkämpften konstitutionellen Rechte fester zu verankern, als durch einen (zu gewährenden oder zu weigernden) Eid möglich ist, und noch lauter zu fordern, daß des Monarchen wirksamste Waffe und letztes Mittel, das Heer, der Verfassung, nicht mehr dem König, durch Treuschwur verpflichtet werde? Wer an dieses Ziel hinstrebte und den just Regirenden in eine Sterblichen sonst nicht erlangbare Glorie höhen wollte, Der nur konnte, aus politisch heillosigem Geist, den Wunsch schöpfen, Preußens Volk möge hören: „Friedrich Wilhelm der Vierte war, trotz seinem feierlichen und wahrhaftigen Gelübde, der Totfeind Eurer Rechte und versuchte, die Erben in den Entschluß zu Staatsstreich und Absolutismus zu hezen. Drei Könige haben ihr Ohr dem Loder gesperrt; erst der dritte aber hat die Denkschrift vernichtet: weil er fürchtete, sie könne einen Sohn oder Enkel in Frevel verleiten. Hoch lebe der Imperator und Reg!“ Er lebe; freue sich des rosigen Lichtes, das ihn Papierblumen und anderen läppisch häßlichen Straßenputz für den Ausdruck überschwingenden Volksempfindens und einen kurialisch gewandten Bürgermeister für einen stieghaften Germanenkönig nehmen läßt. Nur darf er nicht staunen noch grollen, wenn die Nation, die ihr Schicksal nicht an Glückszufall hängen will, mit der Ge-

fahr, die ihn schreckte, rechnen lernt und nach einer Machtmehrung trachtet, die ihr Haus, auch gegen des Gewaltigsten Eingriff, fortan vergittert. Aus der seltsamen Geschichte kann Unheilsaat sprießen.

Martyrologium.

„Nach Dem, was ich jetzt erfahren habe und täglich erfahre, beglückwünsche ich mich zu der ungewollten Mission, die das Fatum mir zutheilte. Niemand zu Leide habe ich meiner aufrichtigen Ueberzeugung von dem Wesen der großen Zeit als fünfzigjähriger Mann und Deutscher Ausdruck geben müssen. Und ich werde auch ferner zu meinem Wahlspruch halten: ‚Gehe Deines Weges gerade, schenken wird sich Dir die Gnade.‘ Womit ich aber nicht die Gnade von irgend Jemand außer Gott meine, der allein sie zu vergeben hat. Welche Gefahr beschwört die herrschende Partei der Konservativen durch ihre allzu enge Fusion mit der ultramontanen Macht über den Preußenstaat herauf! Hezern und Wühlern ist gelungen, die immer vergeblich geleugnete Kamarilla zu gewinnen und mit ihrer Hilfe die maßgebenden Stellen zu verwirren! Der deutsche Geist ist gemahregelt worden. Im Herzen meiner engsten Heimath wollte der mörderische Stich feiger, schleicher und scheinheiliger Denunzianten mich moralisch vernichten. Doch der Versuch findet elementare Zurückweisung und ich erfahre täglich dankbar, daß die aufrechten, geradsinnigen, Achtung gebietenden Geister noch immer die Mehrheit bilden.“ Wer ist's, dessen Gram so voll Emphase tönt, daß die sieben eingemauerten Trabanten des Kaisers Decius ihn, mit vereinter Stimmenkraft, nicht überbrüllen könnten? Einer, der für Ehre und Freiheit, Weib und Kind, Haupt und Heim sichts? Nein: Einer, dessen (gegen festen Sold geliefertes) Theaterstückchen nicht an fünfzehn, sondern nur an elf Abenden aufgeführt worden ist; Herr Gerhart Hauptmann. Weshalb ward der Puppenkrum nur an elf Abenden gezeigt? Weil der Magistrat der Stadt Breslau also wollte. Er allein trägt die Verantwortung. Kein Junker noch Pfaffe, kein Kronprinz noch Kardinal konnte ihn hindern, die Biermimik bis ins letzte Viertel des Brachmondes fortzusetzen. Keiner hat ihn gehindert (mir ist geschrieben worden, der Protektor der Ausstellung habe mit dem Theaterpiel gar nichts zu thun); wars eine Dummheit, den Jokus vor dem Frisithor zu enden, dann kam sie uns, nicht als die erste,

aus der Schlachtreihe der „aufrecht gesinnten Herren“, über deren Häuptern das Sturmpanier der Fortschrittlichen Volkspartei weht. Und wer hat den Schaden? Geldverlust die Breslauer Gemeindefasse. Sonst? Niemand. Ungemeinen Nutzen aber der Verfasser des „Festspiels“, von dem kein Menschenkind sprach und das nun von der Neugier verschlungen wird. Diese Thatsache müßte Herrn Hauptmann, wenn er an den Werth seines Werkes glaubt, bis in den tiefsten Gemüthsnacht beglücken. Wozu also der Lärm? Wozu von Mission und Fatum, von Gottes Gnade und Preußens Fährniß gefaselt, von Denunziantenthum, Vernichtungdrang und hinterlistigen Mörderstichen gewinselt?

„Seid gewiß, morgen zu lesen, das gewaltige Werk sei vom Gepfauch der Blauen und der Schwarzen, der Heiligen und der Ritter, von den Brettern geweht und, dadurch, wieder einmal erwiesen worden, daß Preußen nicht zu den Kulturstaaten zu zählen ist.“ Ehe der Rummel begann, wurde er hier vorausgesagt. Daß er so lustig werden könne, hat Keiner geahnt. Weil Du in einem dem „Geist der Freiheitkriege“ geweihten Spiel den Krieg nicht als „Missethat“ und „nackten Mord“, die Krieger nicht, Deine für des Vaterlandes Befreiung gefallenen Ahnen, als von „blindem Haß“ Amnachtete an den Schaupranger gestellt sehen wolltest, bist Du ein roher Lummel; weil Du, als Katholik, im Festspielhaus nicht von Roms Käfig, von Paffenwänsten und der Erlöserlüge zu hören erwartetest, bist Du ein Kulturfeind; und Vöbelinstinkt heult aus Dir, weil Dich die Gaukelei ekelt, die große Menschen und großes Geschehen in diestümpernde Nachäfferei eines Jahrmarktschwantes erniedert. So sind die Friedlichen, die im Irrthum den Quell alles Hasses erkennen und der „Fleisch gewordenen, im Geist sich auswirkenden Liebe“ Feste bereiten. Wer nicht mit ihnen ist, heißt Rüpel, Feigling, Schleicher, Wühler, Heuchler, Meuchler; wird, wenns glimpflich abgeht, in den Vöbelkehrich geworfen. Denn der Kulturträger hat gehorsam zu jauchzen, wenn Scharnhorst und Blücher, Stein und Hegel an Drähten zappeln und aus Goethes Schönbartspatz und Reinhardts Arenaschmaus ein Schleifisches Himmelreich bereitet ward. Wir dürfen sanfter sein; und, in Gelassenheit, wiederholen, daß ein läuderlich hingefudeltes Puppenspiel, in dem nicht die winzigste Spur kühnen Geistes zu schauen war, vom Wustseiner Absurditäten ersticht worden ist.

Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften.

(Antwort an Herrn Professor Dr. Georg Simmel.)

Hochverehrter Herr Kollege, mit bestem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang des Offenen Briefes, den Sie in der „Zukunft“ (1913, Nr. 33) meinen Ausführungen über „Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften“ („Zukunft“ 1913, Nr. 27) gegenübergestellt haben. Ich erinnere mich, daß wir vor Jahren einmal eine Stunde der Diskussion über Philosophie und Psychologie im Eisenbahnwagen mit einander verbracht haben; seitdem haben wir uns kaum gesehen; aber der Gesamteindruck ritterlicher Waffenführung auf Ihrer Seite, der mir aus dieser Stunde blieb, hat sich mir bei der Lecture Ihrer Entgegnung lebendig erneuert. Trete ich dieser nochmals mit einigen Worten gegenüber, so wird deren Inhalt Dies hoffentlich rechtfertigen.

In der Frage des Schicksals der akademischen Lehrstühle für die empirische Psychologie, in der es sich an erster Stelle um die experimentelle Psychologie handelt, gehen Sie als Philosoph naturgemäß von dem Verhältnis dieser Psychologie zur Philosophie aus; eben so naturgemäß betrachte ich das Verhältnis dieser Psychologie zu den geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen, denen ich nach meinem Beruf angehöre, als fundamental; außerdem kann ich noch versuchen, gegenüber der Entwicklung der modernen Psychologie einen möglichst allseitigen und damit objektiven Standpunkt als Kulturhistoriker zu gewinnen. Je nach dieser verschiedenen Stellungnahme werden wir natürlich auch in der Auffassung dessen, was empirische Psychologie von heute ist und was ihr noththut, zu verschiedenen Anschauungen gelangen. Eine volle Einigung wird sich da schwerlich erreichen lassen, ist ja auch nicht nöthig. Ich will aber Ihrem Standpunkt entgegenkommen, indem ich, abweichend von meiner früheren Darstellung, meinen Ausgangspunkt mit Ihnen von der Philosophie nehme.

Hier treffen wir uns in der Werthschätzung auch der reinen Philosophie; ich stimme völlig zu, wenn Sie von sich selbst den Satz citiren, daß die Philosophie mit all ihrer Unzulänglichkeit, mit aller Vergänglichkeit ihrer die Ewigkeit postulirenden Lehren der geistigen Entwicklung einen noch durch nichts Anderes ersetzten Werth biete. Aber auf dem gemeinsamen Grunde einer solchen Gesamtanschauung (vielleicht besser: gemeinsamer Erfahrungen und Stimmungen in dieser Hinsicht) gehen wir in unseren Meinungen über die Bedeutung, die eine reine Philosophie in der Gegenwart haben und gewinnen könne, völlig auseinander.

Sie glauben nicht an die Möglichkeit, geschweige denn Wahrscheinlichkeit einer neuen und beherrschenden Metaphysik in absehbarer Zukunft. Sie meinen, die Philosophie gravitiere durchaus nicht auf die Herrschaft eines einzigen Systems hin, sondern auf die Ausbildung einer immer wachsenden Anzahl durchaus divergenter philosophischer Gesamtschauungen. Und Sie führen Ihre Erfahrung und die Gunst Ihres Berufes für die Meinung ins Feld, daß die deutsche Philosophie der Gegenwart durch einen „ungeheuren Differenzirungsprozeß“ beherrscht sei.

Für mich, als Laien, ist es schwer, gegen die so entschieden ausgesprochene Meinung eines Meisters der Philosophie anzugehen. Ich habe aber in diesem Augenblick ein Buch unter der Hand, in dem sich Fachgenossen der Philosophie zu der strittigen Frage äußern; es ist der erste Jahrgang der bei Mittler in Berlin erscheinenden Jahrbücher der Philosophie. Und aus dessen Spalten ertönt ein ganz anderes Lied. Da meint Frischheisen-Kähler von der Philosophie der Gegenwart: „Es will scheinen, als ob die Fortbildung der Grundgedanken des achtzehnten Jahrhunderts in einer eigenthümlichen Weise die Entwicklung der nachantischen Zeit, der großen deutschen Spekulation, unter allerdings veränderten Bedingungen des Wissens und, so zu sagen, auf einer höheren Stufe zu wiederholen sich anschickt; wie denn auch verschiedentlich schon ein bewußter Anschluß an jene deutsche Spekulation verfolgt wird. So unabgeschlossen all Dies ist, so scheint es doch, als ob unsere Zeit einer neuen philosophischen Epoche entgegengeht, als ob gerade in der Gegenwart eine lange vorbereitete Entwicklung zur Reife gelangt. Freilich streben die einzelnen Richtungen innerhalb der Philosophie der Gegenwart im Einzelnen noch weit auseinander; aber für Den, der die ganze Bewegung zu überblicken sucht, scheint sie doch im Großen eine viel einheitlichere Tendenz aufzuweisen, als der erste Anschein vermuthen läßt.“ Um nur noch einen der Autoren des Buches, den ersten in der Reihe, Ernst Cassirer, auch einen Berliner, zu Wort kommen zu lassen, so läuft sein Bericht über die jüngste Entwicklung der Erkenntnistheorie darauf hinaus, daß wir uns rasch einer (wenn auch nicht Koinzidenz, so doch) engsten Begegnung von „kritischem Realismus“ und „objektivem Idealismus“ nähern. Eine solche engste Begegnung würde aber nicht nur einen ungewöhnlich weitgehenden Ausgleich des bisher in so starken Differenzen verlaufenen erkenntnistheoretischen Denkens bedeuten. Es würde vielmehr, bei den bekannten Beziehungen zwischen Erkenntnistheorie und metaphysischem Systembau, zumal bei stärkerem Ueberwiegen der Ele-

mente des objektiven Idealismus, zugleich die unbedingt nöthige und denkbar beste Grundlage für eine neue Begriffsdichtung bieten. Wer von den philosophischen Beobachtern hat nun Recht? Der Fall ist lehrreich. Es zeigt sich, wie schwer es ist, aus der Beobachtung des bloßen Verlaufes eines noch so hoch stehenden Kulturzweiges allein schon dessen Gegenwartverlauf, geschweige denn Zukunstrichtung abzuschätzen. Und ist es nicht in der That ein Wenig die Situation Münchhausens, der sich an seinem Zopf aufhängen wollte? Für dergleichen Beobachtungen muß ein viel allgemeinerer Standpunkt außerhalb der zu beurtheilenden Bewegung, wenn auch natürlich in einer gewissen Vertrautheit mit dieser, gewählt werden. Es ist das durch keinerlei andere Manipulationen zu ersehende Privileg des Kulturhistorikers, diesen Standpunkt einzunehmen. Von dessen Betrachtungsweise aus aber kann kein Zweifel sein, daß wir einer Kultur des Idealismus entgegengehen (was ja auch schwerlich noch Jemand leugnet); daß eine Kultur des Idealismus aber auch Begriffsdichtungen bringen wird, ja, in Zeitaltern einer hohen Civilisation bringen muß, gehört zu dem eisernen Bestand geschichtlicher und psychologischer Erfahrungen, dem nicht so leicht zu widersprechen ist.

Also wird wohl doch nicht so ganz feststehen, daß uns in absehbarer Zeit ein Drang zur metaphysischen Systembildung erspart bleiben werde. Daß aber dann unter diesen Systemen eins beherrschend hervortreten wird, entspricht auch geschichtlicher Erfahrung. Und stehen wir etwa so weit von dieser Entwicklung? Schon drängen sich Namen auf die Zunge und die Füße Derer, die den neuen Reigen eröffnen werden, stehen vor der Thür.

Unter diesen Umständen scheinen mir denn doch die Bemerkungen durchaus zulässig, die ich für diese Situation früher über die Rolle der empirischen Psychologie gemacht habe. Aber ich komme darauf im Einzelnen nicht zurück; ich will mich nicht wiederholen. Wohl aber wird es nöthig sein, ehe ich zu einigen mehr aktuellen Bemerkungen aus diesem Zusammenhang her übergehe, noch das Verhältniß der empirischen Psychologie zu dem Betrieb der geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen ins Auge zu fassen.

Der ältere Betrieb aller Geisteswissenschaften war getragen durch die Philologie als Kunst und Methode der Deutung von Schriften: noch vor einem Menschenalter galt, Dem entsprechend, als Geschichte nur, was in schriftlicher Ueberlieferung vorlag; Prähistorie war verpönt, Spatenforschung war höchst verdächtig; junge Leute, die anderer Ansicht waren, geriethen in den Verdacht mangelnder Akribie. Heute ist Das gewiß anders geworden und

vor Allem auf dem Gebiete des klassischen Alterthums sind wieder einmal die Fortschritte vorbildlich. Doch immer noch beherrschen Analogievorstellungen, die dem älteren philologischen Betrieb entnommen sind, weithin die Geisteswissenschaften. Ein Beispiel mag Das anschaulich machen. Noch heute gilt, wenn auch in abnehmendem Grade, in Literatur- und Kunstgeschichte, überhaupt in den Disziplinen der höchsten geistigen Bewegungen eine Ableitungsmethode, deren einfachstes generalisirtes Schema sein würde: der Dichter oder Künstler a geht auf die Dichter oder Künstler A und B zurück, wie der Nachweis gewisser Aehnlichkeiten oder gar Entlehnungen aus ihren Werken ergibt: folglich ist sein Wesen durch die Formel $\frac{A+B}{2}$ ausgedrückt. Es ist selbstverständlich, daß ein

solcher Schluß das Wesentliche der Erscheinung, um deren Beschreibung es sich handelt, überleht und daß eine auf ein solches Verfahren aufgebaute Geschichte ein Zerrbild des wirklichen Verlaufes ergibt: denn eben das Personen und Dingen jeweils spezifisch Eigene ist unterdrückt. Einem wissenschaftlichen Betrieb aber, der, von der Philologie herkommend, sich der Geschichte nahte, lag die gewohnheitmäßige Uebernahme einer solchen Schlußweise allerdings nah. In der Erklärung des Zusammenhanges von Schriften hatte sich die Methode bewährt; Buch ließ sich allenfalls von Buch her ableiten. Warum sollte also nicht auch die Ableitung von Menschen möglich sein? Man sieht an diesem Beispiel deutlich, was der alten Methode, wie sie einst so gut wie ausschließlich zur Interpretation der schwer verständlichen Schriften des griechischen und römischen Alterthums ausgebildet worden war, in dem Augenblick, da sie zum Verständniß des Zusammenhanges von Menschen benutzt (und Das heißt: auf die Geschichte übertragen) wurde, fehlte; es fehlte das Verständniß des Eigenartigen, Wesentlichen des einzelnen Menschen, es fehlte die Psychologie. Und da die Geschichte in diesen früheren Zeiten, vor jetzt ein bis zwei Menschenaltern, schon in den Mittelpunkt der geisteswissenschaftlichen Bewegung zu treten begann, so fehlte nur zu sehr der psychologische Gesichtspunkt den Geisteswissenschaften überhaupt.

Nun ist Das mittlerweile anders geworden. Neben die philologische Methode sind in den Geisteswissenschaften andere Methoden getreten; und eben sie, wie die inzwischen in alle Geschichtswissenschaft sieghaft eingezogene kulturgeschichtliche Auffassung, haben die Philologie, da sie eine viel eingehendere Interpretation der Quellen erfordern, als solche zur Entwicklung neuer schärferer Methoden gezwungen und zwingen sie dazu von Tag zu Tag.

Unverkennbar aber bleibt dabei, daß hinter dieser ganzen jüngsten Fortentwicklung als treibendes Mittel die psychologische Anschauung steht. Und zwar keine metaphysische, sondern eine rein der Erfahrung gemäße psychologische Anschauung.

Aus der Kenntniß dieses Zusammenhanges her versteht man alsbald, wie die Durchbildung einer empirischen Psychologie heutzutage geradezu das dringende Bedürfnis aller Geisteswissenschaften ist; sie muß und wird unbedingt erfolgen: nicht nur auf dem Gebiete der experimentell festzulegenden Thatsachen, sondern eben so auf dem Wege der Selbstbeobachtung, nicht nur für die Materien der Individualpsychologie, sondern auch für die der Sozial- und Völkerpsychologie und nicht minder auch in den reichen Gebieten der Lebensalterpsychologie, insbesondere der Kinderpsychologie, und der Psychologie des Charakters.

Und klar ist, daß all Dies schon die volle Ausbildung der empirischen Psychologie als eigene große Universitätsdisziplin erfordert, auch ganz abgesehen davon, ob eine solche Ausbildung die Geisteswissenschaften vor der Uebermacht einer andrängenden neuen Metaphysik bewahren möchte: was allerdings meiner Ansicht nach der Fall sein würde.

Nun aber kam die Erklärung der Hundertundsechß, wendete sich „gegen die Besetzung der Philosophischen Lehrstühle mit Vertretern der Experimentellen Psychologie“ und wies „die Philosophischen Fakultäten sowie die Unterrichtsverwaltungen auf die daraus erwachsenden Nachteile für das Studium der Philosophie und Psychologie hin“: die „Experimentelle Psychologie solle in Zukunft nur durch die Errichtung eigener Lehrstühle gepflegt werden“. Und unwidersprochen hat darauf Wundt und mit unwiderleglichen Gründen gezeigt, daß die Folge des hier vorgeschlagenen Verfahrens die Abschiebung der Experimentellen Psychologie in den Betrieb der Naturwissenschaften, speziell in den Thätigkeitsbereich der Medizinischen Wissenschaften sein würde.

Was hieß nun dies Alles? Glaubte man wirklich in den Kreisen der Philosophen, daß ein kräftiger Betrieb der Empirischen Psychologie ohne Experimentelle Psychologie möglich sei? Selbst in den Geisteswissenschaften läßt sich spüren, daß Dies unmöglich ist; ich habe davon in meiner früheren Erklärung gesprochen. Wenn aber die Experimentelle Psychologie „abgeschoben“ werden sollte: was sollte dann aus den übrigen, eben jetzt in bester Entwicklung begriffenen Theildisziplinen der Empirischen Psychologie werden? Wäre es da nicht eine ganz unumgängliche Pflicht der „Erklärung“ gewesen, sich über die der Empirischen Psychologie als Ganzem

zugesagte Rolle, besser gesagt: über das ihr zugesagte Schicksal klar und deutlich auszudrücken? Man darf nicht denken, daß Dies auch nur mit der Klarheit minderen Grades geschehen sei, die, in dem hier soeben gegebenen Citat, in den Worten von dem „Studium der Philosophie und Psychologie“ zu liegen scheint; in der „Erklärung“ stehen diese Worte so weit von der Erörterung der Lage der Experimentellen Psychologie entfernt, daß die gegenseitige Beziehung und die daraus resultirenden Ergebnisse nur von Dem überblickt werden konnten, der ganz genau zuschaute, während sich der Durchschnittsleser des allensfalls noch vorhandenen Zusammenhangs kaum bewußt wurde. Da war es denn begreiflich, daß, wie ich aus zahlreichen Mittheilungen weiß, dieses Fehlen einer klaren Stellungnahme zur Empirischen Psychologie als einem Ganzen, mit Einschluß der experimentellen Theildisziplin, sehr überraschte und daß man in dieser Hinsicht eine Aussprache „ohne Hörner und Klauen“ zu hören wünschte: daß die Empirische Psychologie als Ganzes willkommen geheißten werde. Aus einem solchen Verfahren mußte dann die Zulassung und Entwicklung besonderer Geisteswissenschaftlicher Lehrstühle für Empirische Psychologie und damit auch für Experimentelle Psychologie ohne Weiteres und, so zu sagen, von selbst erfolgen.

Da war es denn gewiß ein trefflicher Schritt, daß eine Ergänzung der „Erklärung“ in dem gewünschten Sinn (in einem Artikel der Frankfurter Zeitung) von Rickert, dem Geschäftsführer der Erklärungaktion, in dem hier soeben gewünschten Sinn erfolgte. Sie zeigt gegenüber der Psychologie immer noch Spuren von Zurückhaltung, die in diesem Grade bei vielen Unterzeichnern der Erklärung vielleicht nicht vorhanden sein dürften. Im Ganzen aber beseitigt sie die Bedenken, zu denen die Erklärung vom Standpunkt der Geisteswissenschaften Anlaß gab, und wird hoffentlich dazu beitragen, der Psychologie in ihren verschiedenen Denominationen in ausreichendem Maß Lehrstühle an den deutschen Universitäten zu verschaffen.

Liegt aber eine solche Lösung nicht zugleich im Interesse aller reinen Philosophie? Wie will man denn sonst die praktischen Disciplinen der Ethik, Pädagogik und Politik, wie noch mehr Aesthetik und Erkenntnistheorie pflegen? Die Reibungen in dem Verhältniß von Philosophie und Psychologie, wie sie nun lange genug gewährt haben, müssen auch auf diesem begrenzten Gebiet einem Zustande gegenseitiger inniger Förderung weichen. Sie selbst, sehr verehrter Herr Kollege, sprechen von der „verächtlichen Gleichgiltigkeit, ja, der Abneigung, die manche entscheidenden, individuellen

und überindividuellen Instanzen bei uns gegen die Philosophie empfinden“. Diese Empfindungen werden gewiß beträchtlich abgeschwächt werden, wenn sich ein gleichmäßig friedlicher Fortschritt auf den doch immer noch von Alters her verschwisterten Gebieten der Philosophie und der Empirischen Psychologie bemerken läßt.

Ich könnte meine Bemerkungen hier abbrechen oder, richtiger, schließen, wenn Sie, verehrter Herr Kollege, nicht ein Motiv mehr persönlicher Art aufgegriffen hätten, das aber noch, so will mir scheinen, lehrreiche sachliche Beobachtungen gestattet. Sie beklagen sich, daß ich das Verhalten der Hundertundsechß einer unerfreulichen sittlichen „Werthung“ unterworfen habe. Sie habe Nothwehr getrieben, ich aber habe ihnen das Recht hierzu aberkannt. Davon kann nun aber nach dem klaren Wortlaut meiner Ausführungen in alle Wege nicht die Rede sein. Wie sollte ich, insbesondere bei meiner Ihnen wohlbekannten wissenschaftlichen Stellung, dazu kommen, Ihnen dieses „erste Ethos des Gelehrten“ abzustreiten und (um Sie selbst weiter zu citiren) „diesen Glauben an das eigene, unersehbare Ziel“? Nicht dieses Ethos habe ich der Erklärung, also auch Ihnen, wie Sie sich ausdrücken, „als sittlichen Makel angeheftet“, sondern etwas gänzlich Anderes: nämlich die Form, in der Sie die Nothwehr geübt haben.

Sie wissen so gut wie ich und wie alle Welt, die sich für dergleichen Fragen erwärmt, daß die Berufung auf die Lehrstühle der deutschen Universitäten keine einfache Sache ist. Wir sind nicht in der stolzen Lage englischer Universitäten, etwa Cambridges, das seine Professoren einfach proprio motu beruft. Die Berufung erfolgt durch den Staat; den Fakultäten steht nur die sachliche Berathung in Form eines Vorschlagsrechtes zu. Bei dieser Regelung potenzieller Art, die, an sich gewiß nicht ohne manche Vortheile, zu einem ständigen Auf und Ab der Kräftewirkungen von Regierung und Fakultäten führt, ist bekanntlich nicht ausgeschlossen, daß das Ausschlagen der auf beiden Seiten thätigen Kräfte bis zu Konflikten führt. In diesem Zustand werden die Fakultäten ihren Antheil an dem Berufungsgeschäft nur dann wahrnehmen können, wenn sie einen Faktor, in welchem sie unbedingt überlegen sind, ständig rein und unbeeinflusst zu ihrer eigensten Disposition halten. Dieser Faktor ist der ihrer besonderen Sachverständigkeit. Und nun fährt hier die Erklärung der Hundertundsechß dazwischen und empfiehlt ihre besondere sachmännische Erfahrung den „Philosophischen Fakultäten sowie den Unterrichtsverwaltungen“ zu maßgebender Berücksichtigung.

Nennen Sie Das, verehrter Herr Kollege, Einstehen für for-

porative Rechte? Ich habe dies Vorgehen, in einer dem Kulturhistoriker naheliegenden Weise, mit dem unbewußten Wirken jener für unsere Zeit charakteristischen Motive zu erklären gesucht, die ich unter dem Ausdruck „Machtpolitik“ zusammenfasse: „Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung läßt sich anführen, daß in einer Zeit ganz überwiegender Förderung materieller Interessen die Willensäußerungen der Nation so sehr auf grobe Mittel und rücksichtslose Geltendmachung dieser Mittel geschult worden sind, daß sich selbst die höchsten geistigen Interessen diesem Einfluß nicht mehr ganz entziehen können.“ Was haben Sie nun darauf erwidert? Sie fassen den Inhalt des eben citirten Satzes in die (noch dazu durch Gänsefüßchen als wörtliches Citat charakterisirten) Worte „rücksichtslose Geltendmachung grober Mittel zur Förderung materieller Interessen“ zusammen und behaupten, ich habe Ihre Nothwehr als eine solche Geltendmachung „denunzirt“.

Denunzirt! Ich würde mich an Ihrer Stelle nicht dreimal, sondern mindestens zwölfmal besonnen haben, ehe ich dies Wort niedergeschrieben hätte. Wem denunzirt? Wer denunzirt, hat einen Adressaten im Kopf. Ich habe meinen Artikel in der breitesten Oeffentlichkeit geschrieben; auf Grund des besten Gewissens von der Welt lehne ich ab, auf irgend Jemand Absichten, für irgend Jemand Ansichten gehabt zu haben. Aber unwillkürlich frage ich mich in der Situation, in die Ihr Wort mich gebracht hat, wie es denn mit dem Gegner, wie mit der Erklärung stehe? Ausdrücklich hat sie sich, in einem Schritt, der meines Wissens keinen irgend auch nur annähernd ähnlichen Präzedenzfall in der Geschichte der deutschen Universitäten aufweist, an ganz bestimmte Adressaten, die Philosophischen Fakultäten und die Unterrichtsverwaltungen, gewendet.

Ich verfolge die in diesem Moment nächstliegende Schlussreihe nicht. Ich bin weit davon entfernt, rekriminiren zu wollen. Ich nehme Ihnen auch die „Denunziation“ nicht übel. Ich habe mich aufrichtig gefreut über die volle Würdigung meines Charakters, die Ihr Artikel im Uebrigen an mehr als einer Stelle enthält; es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich in akademischen Kreisen zu der Klasse der Gutverleumdeten gehöre.

Aber mehr noch. Ich habe seit dem Erscheinen Ihres Artikels das Urtheil jüngerer und älterer Freunde über den eigenartigen Schritt, die Erklärung Fakultäten und Regierungen zuzusenden, aufgesucht. Und ich habe zu meinem Erstaunen gefunden, daß es keineswegs immer mit dem meinen zusammengeht. Es giebt eine Meinung, wonach in dieser Zusendung eher eine Demonstration gegen die Regierungen, insbesondere das Preussische Kultusmini-

sterium wegen der Behandlung der marburger Sache, zu sehen wäre. Viel interessanter ist aber eine ebenfalls vertretene Meinung, wonach es gänzlich veraltet sei, für die unversehrte Bewahrung des Vorschlagsrechtes der Fakultäten einzutreten: dabei komme doch nichts heraus; es sei viel besser, die Regierungen besorgten die Ernennungen nur von sich aus; und so weiter. Ich bin gezwungen, in meiner Auseinandersetzung mit Ihnen, sehr verehrter Herr Kollege, diese Anschauung zu registriren. Aber ich thue es mit Schmerz. Sie scheint mir ein Verfallszeichen unseres älteren Univeritätswesens zu sein, und soll ich sie von diesem Standpunkt aus charakterisiren, so kann es nur mit dem Motto „Ruimus in servitium“ geschehen.

Können aber so radikale Meinungen, wenn sie etwa im Kreis der Jüngeren nicht vereinzelt, sondern sozial auftreten, nicht auch als ein Symptom und als ein Gegenstück gleichsam Dessen angesehen werden, was ich als „Machtpolitik“ bezeichnete?

Ich empfehle mich Ihnen in aufrichtiger Hochachtung als Ihr ergebener

Leipzig.

Karl Lamprecht.



Briefe.

1. **S**ochverehrter Herr Harden, als Leser Ihrer „Zukunft“ weiß ich seit vielen Jahren, daß Sie Rede und Gegenrede den breitesten Raum gewähren. Deshalb darf ich hoffen, daß einer nothwendigen Aeußerung gegenüber dem Artikel: „Die Deutsche Botschaft in Petersburg“ zum Ausdruck verholfen wird.

Die allseitige Möglichkeit, mit dem Instrument des Logik Alles zu beweisen, war früher mehr beschränkt durch Moralität, Vorurtheil und natürliche Scham, durch einen Konservatismus, der nicht das schlechteste Gut unserer Voreltern und Eltern war. Man ließ eine Sache reifen; blieb mit einer Umwerthung des Urtheiles zurückhaltend, bis endgiltig Neues sich bewährt hatte. Darunter litt wohl dieser oder jener Künstler; aber wenn ihm um mehr zu thun war als um den täglichen Erfolg, konnte er verschmerzen. Ueber das unseren heutigen Verhältnissen Typische brauchte kaum noch ein Wort verloren zu werden. Das Problem der Form reift, wenn es den Boden der mensch-

lichen Lustempfindungen verlassen hat, in der Technik. Die neue Form (sie ist schon unterwegs, über Bahnhöfe, Waarenhäuser und Fabriken hin) gebärt sich selbst. Wie wenig im Verhältnis zum Kraftaufwand auch bei dem größten Massenaufgebot an Intelligenz bewußt erreicht werden konnte, zeigt die verebbte Bewegung des Jugendstiles. Nach einer kurzen Verlegenheitspause umgürtete man den früh gealterten Leib mit scheinbar dem selben Fach entnommenen Reklameplatten, ohne die Tendenzverschiebung merklich werden zu lassen, und operirt schon einige Zeit mit dem öffentlichen Erfolg, die Situation wieder und stets gerettet zu haben, die Entwicklung auf dem Weg des Experimentes bewußt dahin geleitet zu haben, wo sie heute steht. Ueberaus ergötlich für den Fachmann war, daß alle produktiven Künstler, dem Grade ihrer gewachsenen Erkenntniß entsprechend, mehr oder weniger schnell, doch alle früher als die unproduktiven „Sachverständigen“, den Anknüpfungspunkt der Tradition wieder aussuchten. Man sah eben ein, daß mit einer wilden „Individualität“, mit der sich ja malen und gar schreiben läßt, nicht Architektur getrieben werden kann. Ich erwarte mit Ungeduld die Geschichte dieser Bewegung. Aber wohl alle dazu Befähigten waren in der vordersten Reihe, als Führer, Propheten, und wollen, denke ich, noch eine Weile verstreichen lassen, damit die Vergesslichkeit der Zeitgenossen sie nicht mehr mit den so laut rufenden Männern von Einst identifiziren kann. Einige schreiben übrigens schon: „Uebergangsstadium.“ Das ist der Hindergrund. Auf ihm stehen, noch immer grell beleuchtet, die Männer des einstigen phänomenalen Irrthums; nur sind sie, dem Geschmade der Zeit und ihrer inneren Kultur entsprechend, jezt anders bekleidet. Daneben steht der verprügelte Hausherr, der Junstarchitekt. Der leider immer noch akademisch erzogen wird, weil wir Alle dem mit Logik jonglirenden Juristen gleichemäßen unterthan sind und diese Leute ja Alles besser wissen müssen. Der die vielen Mängel des Hochschulstudiums empfindende Architekt mußte sich manche neue Möglichkeit der Ausformung der Architekturelemente von talentvollen Autodidakten vorwegnehmen lassen. Er merkte, der Brunnen unmittelbarer, menschlicher Empfindung sei noch nicht so ausgeschöpft, daß die Architekturkunst ganz auf das Laienelement verzichten kann. Von welcher Wissenschaft überhaupt ließe sich Das behaupten, geschweige denn von Kunst? Darum verwundert mich die Anerkennung, die der Baumeister Behrend dem Baumeister Behrens zollt, nicht sonderlich. Aber er geht zu weit; insbesondere in seiner Gegenüberstellung: Behrens und Hoffmann. Behrens als der den Urelementen Nähere, Hoffmann als der mit Bewußtsein und Tradition konstruirende Aesthet. Behrend nennt bei Behrens Das Pathos, was er bei Hoffmann Phrase nennt. Behrens ist, wie Alle, die sich gegen die schließlich doch siegenden Junstarchitekten behaupten wollten, heute Effektiker. Es geht nicht mehr an, daß man Behrens, der eben so fern wie nah der Antike steht, als prachtvolle Monstrosität feiert und ganz außerordentliche Künstler wie Hoffmann dazu in einen sie herabsehen-

den Gegensatz bringt. Das Neue, das den „führenden“ Autodidakten noch anhaftet oder noch angeklebt wird, ist mehr neu als gut. Meist, so weit es wirklich neu ist, mit geringen Ausnahmen von untergeordneter Bedeutung, nur Gährngrückstand. Ja, wenn Behrens als Architekt nur die zwingende Logik eines Pfahlhüttenbauers hätte! Aber da selbst er, der freireisigurierte Stilsführer, nur an den „äußerlichen“ Bauelementen der Antike, der durchgereiftesten Baukultur, im zwingenden Kreislauf seines selbstbegrenzten Stoffgebietes herumdoziert und mit diesen Dreiviertelwahrheiten weniger überzeugend noch wirkt als die Antike Altberlins, lasse man ihn da, wo er hingehört: bei den Effektieren mit Gährngrückstand. Wenn man schon Hoffmann als Effektier „feiert“, sollte man sich doch reinlich darüber klar werden, inwieweit heute überhaupt der revolutionäre Gedanke in der Architekturfunktion (abgesehen von Eisen- und Betonbauten) Raum gefunden hat, mit welchem zeitlichen Erfolg und welchen berechtigten Aussichten. In riesigen Fabrikbauten, reinen Zweckgebilden, nur auf Rente gebaut, das Material ehrlich und ungeschminkt seinen Dienst thun zu lassen, ist gewiß ein Verdienst; aber wirklich im besten Fall nur der Verzicht eines anständigen Charakters, ist der Erbauer ein Künstler. Thut's ein Ingenieur, so ist's selbstverständlich. Solche Arbeit geschähe aber besser von Dem, der nicht auf Etwas in sich erst zu verzichten brauchte. Die Schönheit aus dem Eisenbeton herauszuholen ist noch Keinem bisher gelungen. Der Autodidakt dürfte dem Problem aber ganz hoffnungslos gegenüberstehen. So sind die Arbeiten von Behrens für die Industrie ehrliche „Arbeit“ und deshalb hoch zu schätzen. Wenn man von ihm Das als Kunst nimmt, was er als reine Vernunft bietet, kann man sich, der Hoffnung hingeben, daß auf diesen Wegen der Vernunft und Einsicht, über die Industrie hinweg, auch dem heftig schwankenden Handwerk ein gutes Theil Vernunft zufließt. Wer aber Behrens als einen Führenden der Architektur sieht, überieht, daß sein Maßhalten wahrscheinlich nicht die Zurückhaltung einer reichen Natur ist. Behrens ist entweder wirklich so primitiv geometrisch innerlich, was nicht gerade sehr für hohe Künstlerschaft spräche, oder er zwingt sich nur dazu, damit sich schließlich an die gerade Linie dauernd sein Name knüpft und dieser Name vielleicht endlich konjugirt wird.

Ohne einige Bitterkeit läßt sich über solche Dinge nicht schreiben. Was getroffen werden soll, ist die suggestive Hysterie der Kunstausübung und der Kunstbetrachtung. Immer weniger sind es, die davon frei bleiben. Aus ihrem Sinn wurden diese Zeilen geschrieben. In ausgezeichnete Hochachtung bin ich Ihnen ganz ergeben

München.

Julius Möffel.

II. Zwei Referendare über ihren Beruf. Der Erste:

Ein Richter und ein Rechtsanwalt haben über das Thema „Referendarsjammer“ gesprochen; vielleicht sind auch einem Referendar, als Nächstbetheiligten, noch ein paar Worte gestattet. Ich habe inzwischen mit manchem Berufsgenossen über den Brief im Heft 35 gesprochen;

unter ihnen waren praktische Köpfe und junge Leute, die der Kollege vielleicht als „feurige Kenner“ bezeichnen würde; aber Zustimmung hat er bei Keinem gefunden. Gewiß: die Ausbildungszeit ist lang und unter einem Vorgesetzten, der im Referendar in erster Linie eine Schreibkraft sieht und ihn lediglich als Protokollführer benützt (übrigens im Gegensatz zu Verordnungen des Justizministers), mag Einem wohl Zorn oder Ungebuld packen. Diese Vorgesetzten aber sind sicherlich vereinzelt; und der häufige Wechsel der Stationen und Abtheilungen macht äußerst unwahrscheinlich, daß man jedesmal oder auch nur meistens Wech hat. Daß der immer wachsende Stoffkreis, den der Assessor beherrschen soll, eine lange Ausbildungszeit für den Referendar notwendig macht, ist schon von anderer Seite gesagt worden; eben so, daß der

Referendar „ethen“ ganz „erheblichen“ Theil dieser Zeit, und zwar in verschiedensten Materien, ziemlich selbständig arbeitet; als Antwortvertreter wie als „Richter kraft Auftrags“ am großen Amtsgerechten. Nicht zu vergessen ist weiter, daß der Referendar während seiner Ausbildungszeit nicht nur Referendar, „Paragrafenlehrling“, sein, sondern daß er auch dem weiteren Leben zu dienen hat; denn er soll nicht „weltfremd“ werden. Die Weite des vom Referendar zu durchzuwandernden Stoffgebietes verbürgt, daß von abwechslungsloser Gleichförmigkeit bei seiner Ausbildung nicht die Rede sein kann; er ist ja nicht so überlastet, daß er nicht den Reizen des schönen Lebens manche Stunde opfern könnte. Kann man da wirklich behaupten, Referendar, und gar der begabte, müsse während seiner vierjährigen Ausbildungszeit eine stumpfsinnige Paragrafenmaschine werden? Nein. Wenn es einen Referendarsjammer giebt, so beruht er nur im geringsten Theil auf den von dem Kollegen gezeigten Missethänden; seine Gründe sind nicht geistiger, sondern wirtschaftlicher Art. Und hier erhebt sich ein neues Problem, das nur angebeutet werden darf. Vielleicht erinnert sich Mancher der bitter-heiteren Worte eines berühmten Referendars in seiner Einleitung zum „Gastfreien Pastors“, der unbezahlt und darum unbezahlbare Referendar! Wäre eine Nachfrage unter allen preussischen Gerichtsreferendaren möglich, der Verfasser des Briefes im Heft 35 der „Zukunft“ bliebe sicher in der Minorität. Auch durch die Referendarsjahre weht schon, wenn auch nur flüchtig, ein Hauch jener Freiheit, auf die sich die Vornehmheit des Referendarberufes gründet.

Der Zweite schreibt: Die Referendarzeit wird von den meisten Referendaren als angenehm empfunden. Der Referendar wird von Anfang an mit dem Entwerfen richterlicher Verfügungen und Urtheile beschäftigt, die von dem zuständigen Richter ohne erhebliche Korrekturen unterzeichnet werden, wenn sie gut abgefaßt sind und der Richter gerade ein Nörgler ist. Bei schneller arbeitenden Richtern wird tüchtiger Referendar oft die Befriedigung haben, daß seine Verfügungen ziemlich blind unterzeichnet werden. In Strafsachen wird der Referendar, so weit er nach seinem persönlichen Auftreten hierzu befähigt

ist, mit der Vernehmung von Beschuldigten, Zeugen, Strafgefangenen beschäftigt. In Civilsachen trägt er dem Richter und der Kammer den Akteninhalt vor und schlägt die zu treffende Entscheidung vor. Im Dezernat der Staatsanwaltschaft entwirft er die Anklagen, die Einstellungsbefehle und andere Verfügungen. Im dritten und vierten Jahr kann er „kraft Auftrags“ richterliche Funktionen (Erlaß von Urtheilen und Beschlüssen ausgenommen) selbständig und ohne Mitwirkung eines Richters wahrnehmen. Ich wüßte nicht, welcher andere Beruf Zwanzigjährigen mehr bietet. Was der Kollege meint, wenn er sagt, daß Gleichalterige in anderen Berufen „im Leben ihren Mann stehen“, kann ich nicht verstehen. Die Thätigkeit in kaufmännischen oder industriellen Berufen bietet Männern dieses Alters doch weder in der Art der Thätigkeit noch an Selbständigkeit mehr. Und die Thätigkeit des Referendars ist allgemeinmenschlich höchst bildsam und überlastet die Zeit weniger als die meisten anderen Berufe. Wenn der Jurist ein dreijähriges Studium beendet hat, von dem er manchmal zwei Jahre ohne nennenswerthe Arbeit verbrachte, wird er auch als Referendar während der ersten drei Jahre täglich nur drei bis vier Stunden im Durchschnitt beruflich festgehalten und kann die übrige Zeit nach seinem Belieben ausnützen. Ich erinnere mich, einmal den Ausdruck „Referendarsherrlichkeit“ gehört zu haben. Er ist immerhin begreiflicher als das Wort „Referendarsjammer“; zumal in kleineren Land- und Amtsgerichtsstädten, in denen das Verhältniß zwischen Richtern und Referendaren vertrauter ist und die Referendare gesellschaftlich die konkurrenzlose Krone der Jugend bilden. Freilich hat die Thätigkeit des Referendars, wie jede Berufsthätigkeit, auch weniger angenehme Seiten, die jedoch nicht als besonders schlimm gelten. Das Protokollieren will mit einiger Langmuth ertragen sein; sein Zweck ist weniger in der Ausbildung der Referendare zu suchen als in der Entlastung der Gerichtsschreiber, die an den größeren Gerichten nicht in genügender Zahl angestellt sind, ist also auf finanzielle Gründe zurückzuführen. Der für zwei Jahre obligatorische Unterrichtskursus, von dem die Justizverwaltung sich besonders viel versprach, ist auch ein Stein des Anstoßes und allgemein unbeliebt. Aber hierüber setzen sich leidlich gute Temperamente leicht hinweg. Von „seelischen Leiden und Konflikten“ der „vier langen, qualvollen Sanktulusjahre“, von einer „so strengen bureaukratischen Fuchtel, daß auch kein Schrittchen, keine freie Bewegung möglich ist“: davon war wohl den allermeisten Referendaren, die diesen Brief lasen, nichts bekannt. Solche Anschauungen kommen meist wohl nur bei den Referendaren zur Entstehung, die sich entweder dienstlich wenig bewährt haben oder die so unglücklichen Temperamentes sind, daß sie sich in jedem anderen Beruf mindestens eben so unwohl fühlen würden. Andere aber, sogar hitzige junge Männer, deren Neigung mehr nach dem Angenehmen als nach dem Nothwendigen geht, finden, daß die Beschäftigung des Referendars einem Zwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen nicht nur förderlich sein, sondern auch seinem berechtigten

Drang nach Selbständigkeit durchaus genügen kann. Die Zufriedenen haben, ganz sicher, die Mehrheit.

III. Ein Israelit schreibt mir aus Süddeutschland:

In den letzten Apriltagen haben sie den verunglückten jüdischen Flieger Elia Dunetz zu Grabe getragen. Draußen in der Haide, im Osten der Weltstadt, wo noch der Kriegszustand in Permanenz herrscht, es heute Diesen, morgen Jenen trifft. Preussische Offiziere gaben ihm das Geleit, sprachen neben dem Rabbi an seiner Gruft. Und wer Ohren hatte, zu hören, vernahm ihre Rede also: „Mag es auch verfassungswidrig sein: wir wollen keine Juden unter uns. Und so ist der preussische Kriegsminister in recht kläglichem Lage, wenn er alljährlich vom Abgeordneten Gothein interpellirt wird. Wir nehmen Euch nicht auf, weil Ihr uns nicht die erwünschten Garantien bietet. Das ist ja nicht die einzige Zurücksetzung, die Ihr bei uns erleidet. Man läßt Euch auch nicht regiren. Saucht in unserer mit politischen Köpfen wahrlich nicht übermäßig gesegneten Heimath ein D'Israeli auf, so zwingt man ihn, ein Cassale zu werden. Seit unser großer Staatsmann die Geschäfte abgeben mußte, müssen wir büßen und werden es noch ganz anders zu spüren bekommen, wenns noch eine Weile so weiter geht wie bisher. Ihr verschmerzt Das leicht; trifft doch die Zurücksetzung nicht nur Euch. Schwerer bedrückt Euch der Ausschluß aus der sonst allen Qualifizirten offenen Offizierslaufbahn. Ihr fühlt Euch darob als Varias, jammert und greint über ‚Angerechtigkeith‘. Spottet Eurer selbst und wißt nicht wie. Denn Hand aufs Herz: Werdet Ihr auf anderen Gebieten ‚gerecht‘ behandelt? Wird Euch sonstwo mit gleichem Maß gemessen? Wo habt Ihr es so bequem wie die Anderen? Wird von Euch nicht bei jeder Anstellung, bei jedem Examen, oft ganz unbewußt, das Doppelte verlangt? Ist nicht immer noch das Vorurtheil mächtig wider Euch? Aber Ihr seid gar nicht so wehleidig und viel zu klug, um nicht zu wissen, daß auch im zwanzigsten Jahrhundert die Gerechtigkeit nur eine regulative Idee ist. Seid reif für den Sinn der Erde und wißt Euch in Zeit und Umstände zu schicken. Werdet überall reich, obwohl das Geldverdienen in Handel und Gewerbe nicht überall so leicht ist wie bei der amorphen Masse der Weltstadt. Liefert dem Staat, so weit er Euch zuläßt, scharfsinnige Richter; und in den freien Berufen, wo der Mann noch Etwas gilt, habt Ihr beinahe die Führung. Selbst in der Wissenschaft steht Ihr neben den Ersten. Ueberall seid Ihr obenauf, weil Ihr fühlt und handelt wie der Dr. Sammet in Manns Roman „Königliche Hoheit“, dem sein Judenthum stets nur ein Ansporn zu doppelter Leistung war und der den Zwang dazu als Ehre, nicht als Demüthigung empfindet. Nach vornehmster preussischer Heerestradition wird der Mann dadurch ausgezeichnet, daß an ihn höhere Anforderungen gestellt werden als an den Durchschnitt. Wo aber habt Ihr im Militärdienst je Besonderes geleistet? Gewiß: Ihr thatet Eure Pflicht, dientet Euer Jahr ab, habt vor hundert Jahren für des Vaterlandes Befreiung, vor vierzig für seine Einheit gekämpft. Wie Alle. Wo aber ist

hier je das Außerordentliche gethan worden? Bis vor wenigen Jahren konntet Ihr einwenden, daß die uniforme Dienstordnung dem Einzelnen keine Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung biete. Da öffnete Euch die Entwicklung der Aviatik eine Möglichkeit. Ihr habt sie nicht benützt. Vergebens suchte das Auge die jüdischen Flieger. So weit es solche giebt, sind sie ausländischer Abstammung. Aber noch ist es nicht zu spät. Denn man könnte Euch dringend gebrauchen. So groß die in den letzten Jahren erzielten Fortschritte sind: den Vorsprung unserer Nachbarn einzuholen, gelingt uns nicht so schnell, wie zu wünschen wäre. Vielleicht, weil hier der Glanz des Einzelnen Alles ausmacht, unsere stärksten Künste, Organisation, exaktes Zusammenarbeiten, nicht den Ausschlag geben. Doch werden wir auch hier nicht rasten, bis wir die Führung haben. Jeder ist uns willkommen, der bereit ist, dazu beizusteuern. Warum kommt Ihr nicht? Es ist ein hartes, heroisches Handwerk; verlangt Keuschheit und täglichen Einsatz des Lebens. Mehr hat Keiner herzugeben. Hier hättet Ihr Gelegenheit, Euren Muth zu beweisen, wie nirgends sonst. Bitte, keine Entrüstung! Ihr wißt Euch auch sonst unbilliger Forderung zu fügen, Euch dem Vorurtheil anzupassen. Und man verlangt nun einmal von Euch diesen Beweis. Eure Vorfahren waren eben nicht bei den Kreuzzügen; und es ist lange her seit den Tugenden der Makkabäer. Bismarck, dessen stärkste Seite wirklich nicht war, dem Gegner gerecht zu werden, hat für Lassalle öffentlich warme Worte gefunden; aber Lassalle war im Duell gefallen. Von denen, die sich aus der Hege gegen Euch einen (seien wir artig neutral) ‚Veruf‘ machten, ist nach unrühmlicher Geschichte nur noch ein trauriger Ueberrest vorhanden. Den Athem würde es dem verschlagen, drängt Ihr Euch zu dem gefährdetsten, exponirtesten Theil der Armee. Euch würde Das sogar leichter als manchem Anderen; denn Ihr verfügt oft über die zur Erlernung des Handwerks nöthigen Mittel an Zeit und Geld und seid von Jugend auf mit dem Explosionsmotor des väterlichen Automobils vertraut. Bequemer ist es freilich, den ‚Betrieb‘ in der Behrenstraße zu studiren. Aber damit werbt Ihr keine Achtung, stärkt Ihr nur altes Vorurtheil. Doch Das braucht man Euch nicht erst zu sagen. Freilich werdet Ihr wohl dereinst einmal, nach der unaufhaltsamen Demokratisirung, auch ohne weitere Bemühungen die Aufnahme ins Offiziercorps erlangen. Aber nobler, sauberer ist es, sie sich durch eigenes Verdienst zu erstreiten, als, getragen von günstigen Zeitumständen, einen nothgedrungenen, unter Nasenrümphen gewährten Empfang zu erreichen. Wenn Ihr mit einem Fliegerdiplom in die Armee tretet, werdet Ihr den größten Theil der Dienstzeit hindurch Offiziersdienste leisten, in stetem Konnex mit uns leben, Ruhm und Gefahr mit uns theilen. Und nichts kittet fester als Blut. Nach solcher Dienstzeit würden wir gar nicht mehr daran denken, Euch die Aufnahme zu verweigern; wäret Ihr eins mit uns geworden. Denn so ist nun einmal unsere Art: wir vermögen nur Den zu achten, der jeden Augenblick bereit ist, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Diesen achten wir aber

wie Unersetzlichen. Sogar, wenn er ein Fremder ist, wie Der, den wir heute begraben haben, ja, selbst als Feind. Denkt stets daran! . . .“

IV. Die Budgetkommission des Reichstages will die nicht auf Kapitalbesitz fundirten Einkommen schon von 5000 Mark an zu dem einmaligen Wehrbeitrage heranziehen; der Bundesrath scheint die untere Grenze schon bei 10 000 Mark ziehen zu wollen. Beide gefehgebenden Faktoren unterscheiden aber nicht Einkommen aus gewerblicher Arbeit und aus einer stets kündbaren, nicht pensionfähigen Stellung von dem Einkommen der Beamten, deren Existenz gesichert ist und deren Alter nach eingetretener Arbeitsunfähigkeit vor Sorgen durch die Pension gesichert ist und deren Hinterbliebene eine (wenn auch kleine) Versorgung erhalten. Wird ein höherer preußischer Beamter nach dreißigjähriger Dienstzeit, also etwa im Anfang seiner fünfziger Jahre, arbeitsunfähig, so erhält er ungefähr 5000 Mark Pension. Jeder Andere muß in der selben Zeit 125 000 Mark etwa von seinem Gehalt erspart haben, um die selbe Rente zu genießen. Wird der Beamte krank, so erhält er sein Gehalt weiter; der Andere kann nichts erwarten und riskirt, seine Stellung zu verlieren. Der Beamte ist für Lebenszeit versorgt; jeder Andere muß mit ungleichem Verdienst, ja, mit Zeiten von Arbeitslosigkeit rechnen. Das Einkommen des Beamten steigt mit dem Alter; bei der Mehrzahl der Anderen besteht die Gefahr, daß es sinken wird. Alle diese Gründe rechtfertigen eine Differenzirung der Untergrenzen zu Ungunsten der Beamten. Gerade wir Beamten sollten dafür eintreten, daß uns das Recht gegeben wird, schon von Einkommen von 5000 Mark an zum Wehrbeitrag zu steuern. Wir müssen Das um so mehr, als gerade in unseren Kreisen stets eine große Begeisterung für die Stärkung unserer Wehrmacht geherrscht hat. Ich bin Optimist genug, um zu glauben, daß es nur dieser Anregung bedarf, um alle Beamten, namentlich auch ihre Organisationen, in erster Linie den Deutschen Richterverein und den Bund der Festbesoldeten, zu veranlassen, diese Forderung aufzunehmen. Bei einem Einkommen von 5000 Mark etwa 100 Mark in drei Jahresraten abgeben: Keinem von uns wird Das schwer fallen. Es scheint mir geradezu ein *nobile officium* der Beamtenschaft, dies Verlangen zu stellen; es wäre ein gutes Beispiel für die Steuerscheuen, deren es leider nur zu viele in unserem lieben Deutschland giebt. Und dieser Beweis von (ich sage nicht: Opferwilligkeit, sondern) Pflichtbewußtsein würde dazu beitragen, die Kluft ein Wenig auszufüllen, die sich, Gott sei's geklagt, tief zwischen Beamtenthum und Bürgerthum aufgethan hat, und ein Aequivalent bieten für die aus den Geldern der Steuerzahler zu entnehmenden Gehaltserhöhungen, die durch die allgemeine Theuerung leider unvermeidlich geworden waren. Amtsgesichtsrath Dr. H e r z.

Rentenkapital.

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Er gilt auch draußen nichts. Man hat zu oft schon schlechte Erfahrungen mit den Propheten gemacht. Vor etwa zehn Jahren wurde in New York, auf einem Kongreß von Vertretern der Lebensversicherungsanstalten, über die Bewegung des Zinsfußes gesprochen und behauptet, sie habe sinkende Tendenz. Wie denken die Propheten von 1903 heute über ihren Spruch? Der Zinsfuß scheint sie zu höhnen; er hat noch nie eine weniger sinkende Tendenz gehabt als in den letzten sechs Jahren. Der Schatzsekretär Kühn und der Finanzminister Dr. Lenze können ein Lied davon singen. Den Text liefert der jüngste Anleihehandel. „Der Mensch versuche die Götter nicht!“ Ein „Erfolg“ wie der vom zwölften Juni war noch nicht da. Von 225 Millionen Reichsanleihe und Konsols wurde knapp die Hälfte gezeichnet; und den größten Theil übernahmen die öffentlichen Kassen. Da wars sogar im Februar noch besser: auf 150 Millionen Reichsanleihe wurden 223 angeboten und fast die ganze Summe fand sicheren Unterstand. Was soll nun werden? Glaubt wirklich Jemand, das Verbot, ausländische Papiere an die Börse zu lassen, könne den deutschen Renten helfen? Als ob das Publikum nicht unter den Effekten, die ihm fünf Prozent bringen, die Auswahl hätte! Zwar ist gejubelt worden, als es hieß, der preussische Handelsminister habe die Einführung neuer Auslandsanleihen an die berliner Börse verboten. Wenn wirklich ein allgemeines Verbot dieser Art erfolgt wäre, so läme es post festum. Aber der Minister wird den Banken unverbindlich gesagt haben, sie möchten sich in ihren Auslandgeschäften einschränken. Das thun sie längst. Sie verzichteten auf die Betheiligung an der budapester Stadtanleihe, um sich für die große deutsche Emission frei zu halten. Und man wünscht ja, daß die Finanzinstitute an internationalen Geschäften theilnehmen, die für den deutschen Kredit und das Relief vorm Ausland Bedeutung haben. Ob Das auf die neuen sechsprozentigen Mexikaner zutrifft, ist fraglich. Diese Emission kommt nicht zu uns. Die Begebung erfolgt nur in Paris, London, New York, Holland, Belgien und der Schweiz. Die deutsche Gruppe hat aber von den 6 Millionen £ der neuen Mexikaner 20 Prozent fest übernommen. Deutsches Geld ist auch da also festgelegt. Trotz allen Abschreckungsversuchen.

Die Macht der Regierung endet vor dem Chefskabinet der Banken. Zu ihren Zimmern können die Direktoren machen, was sie wollen. Sie können sich ganze Ladungen lästiger Ausländer ins Haus fahren lassen und sie unter der Hand an die Kundschaft weiterverkaufen. Sie dürfen sogar durch Prospekte auf die „günstige Gelegenheit“ hinweisen oder durch Cirkulare die Kauflust reizen. Gegen solchen Vertrieb ist die Staatsgewalt machtlos. Sie kann sich nur mit flammendem Schwert vor die Pforte der Börse stellen und den fremden Eindringlingen den Zutritt wehren. Und dieser Schutz gilt auch nur für den Landesbezirk. Was die preussischen Minister beschließen, braucht den hamburgischen

Senat nicht zu kümmern. Eine bulgarische Staatsanleihe, deren Zulassung in Berlin nicht genehmigt worden war, hat schließlich, nach zweijährigem Antichambrieren, einen Platz an der hamburger Börse gefunden. Das Bankhaus M. M. Warburg & Co. hat sich an der Uebernahme einer $4\frac{1}{2}$ prozentigen schwedischen Anleihe von 100 Millionen Kronen betheilig (die einstweilen nicht in Deutschland placirt wird, sondern im Portefeuille des Emissionshauses bleibt, als „sein sehr angenehmes Engagement“). Da Warburg schon seit Jahren dem Schwedenkonsortium angehört, das aus vier französischen und zwei schwedischen Instituten besteht, so war die Mitwirkung an der jüngsten Anleihe von selbst gegeben. Hätte sich das einzige deutsche Mitglied der Finanzgruppe zurückgezogen, so wäre in Paris wahrscheinlich wieder gesagt worden, die deutsche Finanz stehe vor der Erklärung ihrer Insolvenz. Herr Max Warburg hatte auf dem letzten Bankiertag in München das Referat über das Thema „Geeignete und ungeeignete Mittel zur Hebung des Kurses der deutschen Staatspapiere“. Er lehnte eine grundsätzliche Behinderung ausländischer Emissionen ab und sagte: „Meine Ueberzeugung ist, daß die Frage, wann und welche Werthpapiere in Deutschland zuzulassen sind, dem Pflichtgefühl der einführenden Banken und Bankiers überlassen bleiben muß, wobei die nöthige Korrektur eventuell durch die Zulassungstellen erfolgen kann. Eine Absperrung aber ist unmöglich.“ Mit ähnlichen Sätzen hatte Staatssekretär Dr. Delbrück die konservative Interpellation im Reichstag beantwortet. Kurpfuscherie ist immer gefährlich. Wenn das Gesetz bestimmt, daß Emissionen nicht zuzulassen sind, durch die „erhebliche allgemeine Interessen“ geschädigt werden, so ist damit nicht gesagt, daß solche Schädigung vorliegt, wenn man dem Publikum Anlagewerthe mit besseren Bedingungen, als die deutschen Staatspapiere gewähren, anbietet. Das allgemeine Interesse ist: das Volkvermögen möglichst sicher zu möglichst gutem Ertrag anzulegen. Trifft diese Voraussetzung auf die dreiprozentigen deutschen Reichsanleihen und preussischen Konsols zu? Mündergelder, die vor achtzehn Jahren in dreiprozentiger Reichsanleihe angelegt wurden, haben 25 Prozent vom Kapital verloren.

Zwischen Besitz und Verkehr fremder Werthpapiere ist ein Unterschied. In Deutschland und Großbritannien ist der Transit der ausländischen Effekten wichtig, weil der internationale Handel riesige Waaren- und Kapitalmengen wälzt. Da giebt's keine Vereisung. Alles fließt. Die großen Auslandemissionen sind mit dem Kennzeichen der Weltwirthschaft versehen, daß sie über den Werth bloßer Finanzgeschäfte hinaus hebt. Man vergißt diesen Zusammenhang und glaubt, das Problem mit nationalen Gefühleregungen lösen zu können. In Frankreich ist's anders. Das französische Kapital erwirbt fremde Werthe, um sie zu besitzen. Die Weltanschauung des Rentners regirt. Die ist Tradition; und der kommerzielle Geist wird ihr nicht gefährlich. Die dreiprozentige französische Rente kostet 83,90, hat sich also um fast 5 Prozent unter den niedrigsten Kurs der vorigen Jahres gefenkt. Seit einem Vierteljahrhundert war sie nicht mehr so wohlfeil wie heute. Das Selbst-

bewußtsein der grande nation konnte sich an den unübertroffenen Eigenschaften ihres Staatspapiers. Neben den Siegen des großen Kaisers bildeten die Triumphe der Rente den stolzesten Besitz. *Tempi passati.* Man muß schon daran denken, das nationale Anlagepapier gegen die Konkurrenz ausländischer Anleihen zu schützen. Belgien hatte wegen einer Anleihe in Paris verhandelt, mußte sich aber auf „bessere Zeiten“ vertrösten lassen. Für die Aufnahme neuer russischer Eisenbahnobligationen fehlt es an der Begeisterung, die das Freundschaftsverhältnis zwischen Marianne und dem Zaren zur Pflicht macht. Die Portugiesen, die demonstrandi causa ihren fünf Jahre alten Bankdiskont von 6 Prozent um ein Prozent ermäßigten, rechnen für eine neue Anleihe auf die republikanischen Brudergefühle an der Seine. Und die Balkanvölker wollen aus der französischen Brunnenröhre ihren Durst löschen.

Weil sich bei Alledem für Frankreich mehr um politische Probleme als um Geschäfte handelt, hat sich in die Beratungen der pariser Finanzkonferenz eine nicht gerade erfreuliche Tendenz eingeschlichen. Die Franzosen wollen offenbar ihr Monopol, das ihnen die jungtürkischen Anleihegeschäfte ramponirt hatten, wieder zu vollem Glanz bringen. Natürlich auf Kosten Deutschlands, das sich mit Frankreich in den Hauptbestand der türkischen Staatsschuld theilt. (Die deutsche Quote umfaßt rund 660 Millionen, die französische 1830 Millionen Francs; der Rest von 738 Millionen kommt auf alle anderen Länder.) Von der lebenswürdigen Gefinnung des französischen Partners zeugt ein sonderbares Verlangen. Für die Anleihen der Bagdadbahn haftet die türkische Regierung. Die letzte Serie der Anleihe ist von der deutschen Finanz bereits übernommen, aber noch nicht auf den Markt gebracht worden. Nie hat ein Staat, der ein Darlehen aufnahm, den Abschluß des Geschäfts erst vom Emissionstage an datirt. Der geht den Schuldner nicht an. Wenn er sein Geld von den Banken hat, ist er vergnügt und fragt nicht, was sie mit seinen Schuldtiteln anfangen. Die Franzosen scheinen für die Regelung der türkischen Schulden eine neue Auffassung vorzuschreiben. Sie haben sich gegen die Einfügung des erwähnten Abschnittes der Bagdadbahnleihe in die türkische Gesamtschuld gewehrt, weil die Titres noch nicht auf den Markt gebracht seien, man also nicht von erledigten Geschäften reden dürfe. Den drei „Verbündeten“, die mit ihrem Kredit an die Stelle des türkischen Schuldners treten sollen, ist die französische Interpretation willkommen. Je kleiner die Summe der Gesamtschuld ist, desto leichter wird die Last, die Serbien, Bulgarien und Griechenland auf ihre Schultern zu nehmen haben. Die deutschen Agenten werden sich der gallischen Rechenkunst nicht anschließen. Die Franzosen glauben vielleicht an den viel gepriesenen Erfolg des deutsch-britischen Abkommens über die letzte Strecke der Bagdadbahn und suchen sich in ihrer Weise an diesem vermeintlichen Succès zu freuen. Die Finanzkonferenz hat auch zu entscheiden, wer für die Vorschüsse einstehen muß, die der Türkei seit dem Beginn des Krieges gegeben wurden; 23 Millionen Türkenpfund.

1 Serbien und Bulgarien sind auf das französische Portemonnaie

angewiesen. Ob es sich heimlich öffnet, wenn sie Krieg gegen einander führen? Die französische Finanz hatte sich im vorigen Jahr schon zur „Veredelung“ der bulgarischen Staatsschuld gerüht; 180 Millionen Francs waren für den Zweck bestimmt. Aber es kam anders. Statt der Hebung des Kredits war die Hebung von Vorschüssen nöthig. Wenn nun die Franzmänner den Laden zumachen, bringen sie sich am Ende um ihr eigenes Geld. Treibt man Bulgarien ins wirtschaftliche Elend zurück, so haben die Gläubiger den Schaden. Ist ein Wunder, daß die gallische Grazie sich in galligen Jörn wandelt? Gute Rechner haben festgestellt, daß die Summen, die Frankreich in nächster Zeit ans Ausland geben wird, 3 bis 4 Milliarden Francs betragen. Und dabei sind die eigenen Geldgeschäfte der Regierung noch in der Schwebe. Die Nervosität steigert sich, wenn aus dem Lager des Dreibundes mit Pfeilen geschossen wird. Das thaten die Italiener mit der Wiedereinführung ihres „Affidavit“. Bis 1904 mußten die Besitzer italienischer Rente, die die Coupons im Ausland zur Einlösung vorlegten, die eidesstattliche Versicherung abgeben, daß sie Ausländer und Inhaber der Schuldtitres seien, deren Binscheine sie präsentirten. Da die Coupons im Inland nur in Papier ausgezahlt wurden, sollte verhindert werden, daß sie von Italienern ins Ausland geschickt wurden, um dort das Goldagio zu gewinnen. Auf diese Weise wurde eine für den Schuldnerstaat sehr unangenehme Spekulation möglich. Der berliner Unternehmer kaufte die Coupons in Italien, zahlte dort den Papierpreis und löste sie dann in Deutschland gegen Gold ein. Ein Affidavit lassen sich natürlich nur solche Staaten geben, die nicht im vollen Besitz der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit sind und kein vollwerthiges Papiergeld haben. Italien konnte die Schutzmaßregel aufheben, nachdem seine Valuta regulirt worden war. Das Königreich hat die Konvertirung seiner hochverzinslichen Anleihen in 3½ prozentige Titres durchgeführt und, während Deutschland 4 prozentige Renten ausgeben mußte, den neuen Typ beibehalten. Nun scheint, durch den Krieg und die „Vazifizierung“ der neuen nordafrikanischen Provinz, die Reserve des Staatsschatzes langsam wegzutropfen. Vor Jahr und Tag hieß es, die italienische Regierung habe mit dem Haus Rothschild eine Anleihe von 300 Millionen Francs abgeschlossen. Dem Gerücht wurde schroff widersprochen. Vielleicht war das Geschäft nun aufgeschoben. Dann könnte man zweifelhaft sein, ob es noch heute unter den Bedingungen von 1912 vereinbart würde. Die Konvertirung der italienischen Rente hatte die für Deutschland nützliche Folge, daß der größte Theil der in deutschen Besitz gelangten Italiener in die Heimath zurückwanderte. Nicht so glücklich verlief die Sache für Frankreich. Dort blieben die italienischen Papiere festhaft; denn der französische Rentner war nicht durch die Industrie verwöhnt und hatte mit 3½ Prozent Zinsen noch immer genug. Deshalb trafe die Erneuerung des Affidavit zunächst die Franzosen.

L a d o n.





Was das Odol

besonders ausgezeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen gewissermaßen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungstoffe, die die Zähne zerstören.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hausrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1912 — 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von dem

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



| | | |
|--|--|--|
| | Theater- und Vergnügungs-Anzeigen | |
|--|--|--|

Metropol-Theater.**Die Kino-Königin!**

Op. in 3 Akt. v. J. Freund u. G. Okonkowski.

Musik von Jean Gilbert.In Szene gesetzt von Direktor R. Schultz.
Anfang 8 Uhr. Rauchen gestattet.**Kleines Theater.**

Allabendlich 8 Uhr:

Professor Bernhardt.**THEATER**

AM

NOLLENDORFPLATZAbends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr:**Der Mann
mit der
grünen Maske.****WINTERGARTEN**

— Rauchen gestattet! —

Letzte Vorstellungen!

Naero

Szenische Phantasie-Tänze,

Corradinisgemischter
Dressurakt

„LORA“

der
Wunderpapagei

und eine Anstese

hervorragender Kunstkräfte!

Thalia-Theater

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpt 4440.

PuppchenPuppen-Operette von J. Kren u. C. Kraatz,
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld.

Musik von Jean Gilbert.

Victoria-CaféUnter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.**Restaurant Hundekehle**

— im Grunewald —

**26. Ausstellung der
Secession**

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—7 Uhr.

Eintritt 1 Mark

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.

LUNA PARK

Sämtliche Attraktionen neu!

Eintritt bis 5 Uhr frei!
Saison-Karten Mk. 3.—



90% vom Reingewinn den Verfassern bei Herausgabe ihrer Werke in Buchform. Aufklärung wird gern erteilt. In unserem Verlage erscheinen B. Laue's Werke, Verbreitung z. Z. 60000 Exemplare. Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena

Allabendlich:

Kunstlauf-Produktionen

Prunkvolle Eis-Ballets

Admirals-Theater

Admirals-Bad

Tag und Nacht
:: geöffnet ::

Herren- und Damen-Abteilung

Luxus-Bäder

stets abwechslungsreichstes Programm.

Fledermaus

UNTER DEN LINDEN 14 :: :: UNTER DEN LINDEN 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Französische und Wiener Küche ————— 2 Wiener Kapellen

Geöffnet ab 10 Uhr abends

HAMBURG

Park-Hotel Teufelsbrücke

Elbchaussee-Klein-Plottbek

Haus ersten Ranges

4 Hektar grosser Park

Eigene Landungsbrücke, Zimmer inkl. Pension von M. 9,50 an.

Restaurant C. F. Möller

Hamburg, Jungfernstieg 24

Vornehmstes Wein-Restaurant

— Alle Delikatessen der Saison —

Dejeuners • Dinners • Soupers

Separate Salons in verschiedenen Grössen

Zur gefälligen Beachtung!

Der heutigen Nummer liegen einem Teil der Auflage Prospekte der in den nächsten Tagen stattfindenden

Historischen Schlossfeste zu Heidelberg

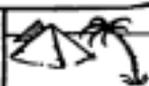
sowie der

Deutschen Heimatspiele, Naturtheater in Potsdam,

bei. Wir empfehlen beide Prospekte der aufmerksamen Beachtung unserer werben. LAUBER.



Reiseführer



BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel

L. Familienhotel d. Stadt, in vornehmster, ruhigster Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeutet vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger.

Bad Ems Hôtel Englischer Hof

Haus ersten Ranges. Weltbekannt.

Bad Ems Hôtel Russischer Hof

Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hannover Hotel Rheinischer Hof

Neu erbaut 1913.

Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6. Vornehmes Wein-Restaurant. Flies. kalt u. warmes Wasser, sowie Telefon in jed. Zimmer. Wohn- u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8550/8658. Dir.: Hermann Hengst.

Hildesheim, Der Kaiserhof.

Weinrestaurant. Konferenz-Säle.

Haus d. D. Offizier-Vereins. 1. Haus am Platze. Vornehmes Inh. W. Lange.

Bad Homburg v. d. H. Ritter's Park-Hotel

Erstkl. Hotel m. allem Komfort.

Koblenz a. Rh. Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachtbau m. d. latest. Errungenschaft. d. Hôtelhygieneausgest. Sitzg.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom

Köln - Savoy-Hôtel

am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental

am Dom : 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Kreuznach Hôtel Royal - d'Angleterre

(Radiumsolbad)

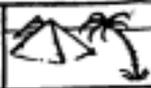
und Badeetablisement. Appartements und Einzelzimmer mit Toilette- u. Badezimmer für Radium-Sole und Süswasser.

Luzern Hotel Schweizerhof

600 Betten moderner Komfort. Besitzer: Gebrüder Hauser.



Reiseführer



Thermal-Sol-Radium-
Bad Münster am Stein

Heilerfolge
bei
Rheumatismus, Gicht,
Frauen-Krankheiten,
Hals- u. Rachenleiden.

Nürnberg Württemberger Hof
Ganz neuer Prachtbau. Direkt. Ernst Tonndorf.

Oberhof, Thür. Kurhaus Marien-Bad
Jeglicher Komfort. Prospekte. Dr. Weidhaas.

Pontresina Palace-Hôtel
Vornehmer Haus in schöner Lage
Mit allen modernen Einrichtungen

PRAG Hôtel de Saxe Vornehmstes
Hôtel mit
modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

Rüdesheim a. Rh. Hôtel Holländischer Hof
Lieblingshaus der Gesellschaft.

St. Moritz-Dorf - Grand Hotel St. Moritz
in unvergleichlich schöner Lage am St. Moritzer See, 300 Zimmer,
Sommersaison Juni - September, Wintersaison Dezember - März.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg
Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Stuttgart : Hôtel Marquardt
Weltbekanntes Haus.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN
Neues, modern eingerichtetes Haus, Ruhige Lage.

Höhenluftkurort (740 m
üb. M.) **Freudenstadt**

Schwarzwaldhotel.

1. R. auf ein. Hb. ^{41'} gegenüb. d. Hauptbahnh.,
mitten Leig. 6000 qm gr. schattig. Waldpark.
Autogarage, 10 Boxen. 20 Privatwohnungen mit Bad und Toilette.
Lawn-Tennis. Prospekte gratis durch den Besitzer

Hotel Waldlust.

1. R., an Lage, Vornehmheit der Ausstattung
— der Glanzpunkt Freudenstadts. —
Eigene Hauskapelle.
E. C. Luz.

Nach den
**Nordsee-
bädern**

Amrum, Boctum, Helgoland,
Tulst, Lanageoa, Norderneu,
Sylt, Wangerooge, Wyf a. See

von
Bremen, Bremerhaven
bzw. Wilhelmshaven

Jahres- und direkte Fahrten
auf allen größeren
Eisenbahnstationen

Rundfahrten zu
ermäßigten Preisen

Nähere Auskunft und Drucksachen

**Norddeutscher
Lloyd Bremen**

und seine Vertretungen.



Sanatorium Schierke im Harz
Physikal.-diätet. Heilanstalt
f. Nerv., Herz-, Magen-, Darm-
u. Stoffwechsell., Erholungs-
bedürft. usw. Mod. Kurortlich.
Anerkant schütz. geschützte
Lage. Das ganze Jahr geöffnet.
Dependance: Kurhotel Rosenberger Hof
f. d. Villenkolonie Rosenbergs-
Park Schierke, Modernes Kur-
ort, Vorn-, Vorn-, Diätische.
Jan.-Hal Dr. Heng. Dr. Fretzstein.

Sanatorium

**Kurhaus Buchheide
Stettin-Finkenwalde.**

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz-
und Stoffwechsellkrankte.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Mosler.

Zehlendorf-West bei Berlin

Wald-Sanatorium Dr. Hauße

Personliche Leitung der Kur
Ruhiger Landaufenthalt

Das Thüringer Waldsanatorium Schwarzeeck von Sanitätörat Dr. med. Wiede-
burg, Bad Blankenburg (Thüringer Wald), kommt in Frage bei Behand-
lung von Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauen-
krankheiten, Blutarthrit, Aderverkalkung, für Abhärtung, Erholung, für
Mast- und Entfettungskuren usw. Es hat seinen alten Namen Schwarzeeck
von seiner Lage auf einer Terrasse des Hainberges, die das weltberühmte
Schwarzatal begrenzt. In seinen Füßen liegt der Kurort Blankenburg,
dessen neuere Bezeichnung Bad Blankenburg (Thüringer Wald) ist. Die
mittlere Erhebung des Schwarzeeckparks über dem Meer beträgt 250 Meter,
während der höchste zu Schwarzeeck gehörende Punkt auf dem etwa
575 Meter hohen Hainberg liegt. Der Schwarzeeckpark selbst zieht sich in
das Schwarzatal hinein und mündet in die Straßen des angrenzenden
Blankenburg. Inmitten dieses Parks erheben sich die verschiedenen zum
Sanatorium gehörenden Gebäude. Schwarzeeck verfügt über ein reichhaltig
ausgerüstetes Bade- und Kurmittelhaus, zwei Laboratorien, eine große
Waldwandelhalle, eine geräumige Liegehalle im oberen Stockwerk des
Daufer, eine Reihe von Gesellschaftsräumen, zwei Beschäftigungsateliers,
zwei Speisefäle, zwei Personenaufzüge usw. Gesundes Bergquellwasser
führen eigene Quellen und eigene Wasserleitung zu. Die Wohltaten der
freien, frischen Wald- und Gebirgslage können im Waldsanatorium
Schwarzeeck voll und ganz zur Geltung kommen. Von Rauchbelästigung ist
Schwarzeeck infolge seiner Lage (abseits und erhöht über dem Städtchen) befreit.
Bei der Einrichtung der Wohnräume ist auf Behaglichkeit und Wohnlich-
keit Bedacht genommen. Wert wurde vor allem immer darauf gelegt,
sämtlichen Räumen einen wirklich wohnlichen, intimen Charakter zu ver-
leihen, um den Kurgästen das eigene Heim nach Möglichkeit zu ersetzen.
Balkons gestalten außer den beiden großen Liege- und Wandelhallen
ständiges Ruhen im Freien. Der Besitzer wird in der Behandlung der
Kurgäste von zwei Spezialärzten, Herrn Dr. Goetz und Herr Dr. Wichura,
unterstützt. Trotz der Größe bewahrt das Sanatorium ganz den Charakter
eines gemüthlichen Heims und blieb von dem eines „Hotelsanatoriums“
glücklicherweise verschont.

Sanatorium Ebenhausen

700 m hoch — bei München.

**Für Innere-, Nerven-, Stoffwechselkranke
und Erholungsbedürftige.**

Jegl. Comfort. 6 Häuser. Groß-Naturpark. Hydrotherap.-Zander-Röntg.-
Institut. Luft- u. Sonnenbäder l. eig. Hochwald. Ernähr.- u. Diätkuren.

Das ganze Jahr geöffnet.

Prof. Dr. Jacob.

Dr. Julian Mareuse.

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad. Quellenemanatorium. Be-
rühmte Glaubersalzquelle. Großes Luftbad mit Schwimmteichen.

Prospekt und Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Badedirektion.

Brunnensend durch die Mehrenapotheke in Dresden.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen
Heilmethoden in
höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

herrliche
Cage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

herrliches
Klima.

Reinhardsquelle

bei Wildungen

das Nierenwasser!

von tausenden Aerzten erfolgreich angewandt gegen

Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Gries-
und Steinbildung, gegen Gicht und Rheuma

und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen.

Wie die Reinhardsquelle kranken Organen Heilung bringt, so erweist sie sich
bei Gesunden erhaltend und kräftigend, der ganze innere Organismus wird angeregt:

**es tritt ein Wohlbefinden ein,
welches früher nicht vorhanden war.**

Man frage den Arzt!

Zu einer Hauskur ca. 30 Flaschen erforderlich! Erhältlich in Mineralwasserhandlungen,
Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle!

Literatur gratis durch: Reinhardsquelle G. m. b. H. b. Wildungen 4.

Tempelhofer Feld

In dem neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglas versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

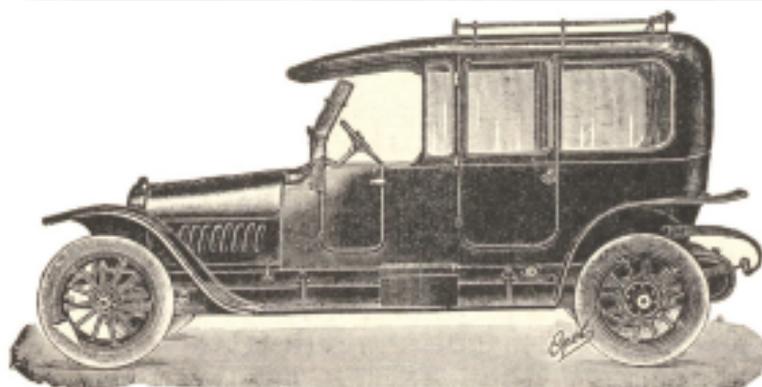
Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 95 E, 99, 80 und 44. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes:

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird voraussichtlich im Frühjahr dieses Jahres eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Kalzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist zum Teil bereits fertiggestellt und wird im Frühjahr dem Verkehr übergeben.

Auskünfte über die zum 1. April d. J. zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtolletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.



OPEL

An Produktion bedeutendste
Automobil-Fabrik Deutschlands

ADAM OPEL, RÜSSELSHEIM a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courbièrestr. 14

Im Nu

verschwinden alle Arten von Haut-
unreinigkeiten u. Hautauschlägen
wie Blüthen, Mitesser, Flechten,
Finnen, Pickeln, Pusteln usw durch
Gebrauch der echten

Steckenpferd- Teerschwefel-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul.
à Stück 50 Pf. Überall zu haben.



Sonnenverbrannten Zeit! Schnellbräunungs-Mittel „Braunolin“

Gibt nach Gebrauch einen haltbaren gebräunten
Teint, verdeckt Sommersprossen.

Glänzend bewährt! Flakon M. 2 u. 3.50

Braunolin-Vertrieb M. Schultze,

Berlin W., Bülowstr. 92a.

Trauungen in England
Reisebureau Arnheim-
Hamburg - J. Hohe Bleichen 151

Dr. Möllers Sanatorium herrliche Lage
Dresden-Geschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** für
Diets. u. chron. Krankh. **Diets. u. chron. Krankh.**

Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Automobil - Versicherungs - Bureau

Bruno Fischer

Berlin W., Schöneberger Ufer 13

Telephon Amt Lützow 9350 und 6692.

Automobil - Versicherungen

- I. Gegen Beschädigung und Verlust durch:
 1. Feuer, Explosion, Kurzschluss;
 2. Zusammenstoß mit anderen Fuhrwerken;
 3. Diebstahl des Fahrzeugs oder einzelner Teile desselben;
 4. Gleiten und Schleudern auf schlüpfrigem Terrain;
 5. Karambolage mit Laternen, Prellsteinen, Strassenrändern;
 6. Abgleiten über Strassenböschungen, Absturz im Gebirge;
 7. Böswillige Beschädigung durch dritte Personen (Zerschneiden der Polster, Zertrümmern der Scheiben, unerlaubtes Inbetriebsetzen usw.);
 8. Nicht erkennbare Mängel an der Konstruktion und am Material usw.
- II. Gegen Beschädigung dritter fremder Personen auf Grund des Automobilhaftpflichtgesetzes

zu billigsten Prämien u. günstigsten Bedingungen.

Grunewald- Rennen.

Sonntag, den 6. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Adonis-Rennen

(Preise 10 000 M.)

Asseburg-Memorial

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,

Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:

1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrsbüro, Potsdamer Platz“ (Café Josty), Weltreisebureau „Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Donnerstag, den 10. Juli, nachmittags 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Ard Patrick-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Hannibal-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

| | |
|--|----------|
| Ein Logenplatz I. Reihe | Mk. 10,— |
| do. II. „ | „ 9,— |
| Ein I. Platz Herren | „ 9,— |
| do. Damen | „ 6,— |
| Ein Sattelplatz Herren | „ 6,— |
| do. Damen | „ 4,— |
| Sattelplatz Damen und Herren | „ 3,— |
| Ein dritter Platz | „ 1,— |

ÖSTERREICHISCHER LLOYD, TRIEST

„THALIA“ Nordlandsfahrten

VII. „Zweite Nordlandsfahrt“.

Nach dem Wikingerland. Vom 7. bis 31. Juli. Amsterdam, Loen, Oie, Helleysyt, Aalesund, Naos, Moldo, Raftsund, Tromsø, Nordkap, Hammerfest (zur Uebernahme der Post), Lyngenfjord, Narwik (Ausflug mit der nördlichsten Bahn Europas nach der Reichsgrenze Schwedens), Svarissen, Trondhjem, Merok, Balholmen, Gudvangen, Bergen, Odda, Helgoland (nur bei günstigem Wetter), Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. 467.— an.

VIII. „Dritte Nordlandsfahrt“.

Nach Spitzbergen und dem ewigen Eis. Vom 4. bis 31. August. Amsterdam, Naos, Raftsund, Tromsø, Nordkap, Spitzbergen (Aufenthalt in den Gewässern Spitzbergens, Fahrt zum ewigen Eis), Hammerfest, Lyngenfjord, Narwik, Trondhjem, Merok, Helleysyt, Oie, Loen, Gudvangen, Bergen, Amsterdam. Fahrpreis samt Verpflegung von ca. M. 560.— an.

IX. Bäderreise.

Vom 4. bis 28. September. Amsterdam, Ostende, Cowes (auf der Insel Wight), Bayonnes (Biarritz, Lourdes), Arosa Bay (Santiago), Lissabon, Cadix (Sevilla), Tangee, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Cattaro, Gravosa (Ragusa), Triest. Fahrpreise samt Verpflegung von ca. M. 440.— an.

X. Herbstreise nach Griechenland, der Türkei u. der Krim.

Vom 3. Okt. bis 2. Nov. Triest, Korfu, Piräus (Athen u. Eleusis), Konstantinopel (Salamlik), Yalta (Kurzuf, Livadia), Batum (Tiflis), Mudania (Brussa), Smirna (Ephesus), Nauplia (Argos), Catacolo (Olympia), Gravosa (Ragusa), Buzi (Grotte), Brioni, Triest. Fahrpr. samt Verpfl. v. ca. M. 600.— an. Landausflüge durch Thos. Cook & Son, Wien.

Prospekte gratis und Auskünfte bei den Generalagenturen des Oesterreichischen Lloyd: Berlin, Unter den Linden 47; Cöln, Wallradplatz 7, Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 31; München, Weinstrasse 7, Hamburg, Neuer Jungfernstieg 7; Dresden, Alfred Kohn, Christianstrasse 31; Leipzig, Friedrich Otto, Georgiring 5; Breslau, Weltreisebureau Kap. von Knoch, Neue Schwednitzerstrasse 6, Wien I, Kärntner-ring 6; Genf, A. Nuttal, le Coultre & Co., Grand Quai 24; Prag II, Wenzelplatz 67.

Lichtenberger Terrain - Aktiengesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1911.

| Aktiva | | M. | pf. | Passiva | | M. | pf. |
|---|--------------|-----------|-----|--|--|-----------|-----|
| Terrain-Konto | | 5 235 925 | 13 | Aktien-Kapital-Konto | | 5 750 000 | — |
| Hypotheken-Konto | | | | Reservefonds | | 112 000 | — |
| I. Stellen | M. 115 900,— | | | Häuser und Hypotheken-Reservefonds | | 310 250 | — |
| II. Stellen | „ 862 335,91 | 978 235 | 81 | Reserve-Konto für Tantieme-Ansprüche | | 375 444 | 01 |
| Kassa-Konto | | 3 879 | 94 | Kreditoren | | 19 513 | 39 |
| Bankguthaben | | 92 628 | 50 | Verpflichtungen für St. 500 im Mai 1913 zurückzunehmende zurückgekaufte Aktien | | 274 750 | — |
| Bank-Depot für St. 500 zurückgekauft Aktien | | 274 750 | — | Häuser-Hypotheken-Konto | | 335 000 | — |
| Debitoren | | 15 284 | 70 | Aval-Konto | | 115 435 | 20 |
| Effekten | | 21 885 | — | Gewinn- und Verlust-Konto | | 80 142 | 68 |
| Hypotheken- u. Beteiligungs-Konto Monbijou-Grund-Erwerbsgesellsch. m. b. H. | | 165 000 | — | | | | |
| Inventar-Konto | | 1 | — | | | | |
| Häuser-Konto | | 479 610 | — | | | | |
| Hypotheken- und Effekten-Aval-Konto | | 115 435 | 20 | | | | |
| | | 7 372 535 | 38 | | | 7 372 535 | 38 |

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
 21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 58/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

Die ganze Nacht geöffnet

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat neues Programm.

Inseraten-
Annahme für

„Die Zukunft“ durch
Anzeigenverwaltung
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Ztr. 8740
— sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditoren —

NATÜRLICHES

KARLSBADER

SPRUDELSALZ



ist das allein echte Karlsbader

SALZ

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Charakter-

Beurteilungen nach der Handschrift von P. P. Liebe lösen einen seltenen Reiz und eine tiefere Behriedigung in unserem Gemüte aus. Wissenschaftl. Original-Methode. Distinguierte Praxis seit 1890. Honorarbedingungen auf briefliche Anfrage. — Adresse: P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg

Briefmarken

Postkl. Verein, K.V. 290 Mtgl. gr. Vorteil. Bevoer. bill. Ausw. Kartist.-Abt., Verlos. Zeitg. grat. Reith, Düsseldorf a. Rh. 19.



Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht zur Veröffentlichung in Buchform! Erdgeist-Verlag, Leipzig 13.

Geheime Wissenschaften!

Hd. 1. J. V. Andreæ, 4 Rosenkreuzerschriften. 258 Seit. m. Ill. 1918. M. 4, geb. M. 5.50. Inr. apart: Chymische Hochzeit Christiana Rosencreutz 1689; m. Abb. M. 3, geb. M. 4.
Hd. 2. Dr. Kr. Bischoff, D. theoret. Kabbalah. M. Abb. ca. 250 S. 1918.
Hd. 3. do. D. prakt. Kabbalah. M. Abb. ca. 250 S. 1913. 2 Bd. M. 5, geb. 4 M. 7.50.
Hd. 4. Dr. F. Haack, Elias Artista redivivus od. d. Buch v. Salz u. Raum. ca. 250 S. 1913. M. 5, geb. M. 6.50.
Jeunings, H., D. Rosenkreuzer, ihre Gebräuche u. Mysterien. 2 Bde. 471 S. m. 300 Ill. u. 12 Taf. 1912. M. 12, geb. M. 14.
Prospekte u. Verzeichn. Ub. Kultur- u. sittengeschichtl. Werke gratis franko.
Herm. Barsdorf, Berlin W. 30, Barbarossa-Strasse 21 II.

Was seelisch-intime Charakterart auszeichnet u. absondert von jed. allgem. Schriftstentz, zeigen Gutacht. ernster Kreise. Prospekt frei v. P. Paul Liebe, Augsburg. 20 Jahre briefl. Begründg. d.

Seel. = Gegensätze.

Angrenzend Schreiberhau. Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 37.
Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau,
Petersdorf im Riesengebirge
(Halbstation)

Erholungsheim

Hôtel Sanatorium

Neuzeitliche Einrichtungen, Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentr. d. schönst. Ausflüge in Bergu. Tal, Luftbad, Uebungsapp., alle elect. (sehr billig, da eig. Kleinst.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschliesslich kohlen-säurereiches Quellwasser). Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab. Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.
Näch. Camphausen, Berlin SW. 11.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das Steuerkontor G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 56
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Heidsieck & Co.

Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs
Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole



Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.